

## ZEICHEN DER ZEIT ZWEI MENSCHEN DES JAHRES 2005

Wer die üblichen Jahresrückblicke Revue passieren lässt, wird die Bilder zweier Menschen schnell vor Augen sehen: den neuen Papst Benedikt XVI. und die neue Kanzlerin der Bundesrepublik Deutschland Dr. Angela Merkel. Was haben diese beiden Menschen des Jahres 2005 gemeinsam? Haben sie überhaupt etwas gemeinsam und wenn, was sagt diese Gemeinsamkeit uns über die Befindlichkeiten vieler Zeitgenossen – speziell in Deutschland?

Reichlich oberflächlich lassen sich auf den ersten Blick hin einige schlichte Gemeinsamkeiten benennen: Beide sind deutsche Staatsangehörige, beide haben zur Zeit und neuerdings je in ihrem Bereich ein hohes Amt inne. Zudem dürfte die Lage der von ihnen repräsentieren Größen, der katholische Kirche und der Bundesrepublik Deutschland, je so ungemein komplex sein, dass kein ernstzunehmender Mensch sie um ihre Ämter beneiden wird.

Auch Unterscheidendes springt schnell ins Auge: hier der Theologe und Bischof von Rom, dort die Physikerin und Politikerin; hier ein Eheloser, Priester, Katholik, dort eine Verheiratete, sozialisiert im ostdeutschen Protestantismus; hier ein Mann, dessen Lebenserfahrung noch weit vor den zweiten Weltkrieg reicht, dort eine Frau, deren Prägung einher geht mit der deutschen Nachkriegsgeschichte.

Von Josef Kardinal Ratzinger hieß es in unserer Medienlandschaft vor der Wahl: „Der wird's sicher nicht!“ Von Angela Merkel war man sich – zumindest vor der heißen Phase des Wahlkampfes - einig: „Die wird's ganz sicher!“ Beide sind „es“ geworden, nicht wegen irgendwelcher Meinungen und Stimmungen, sondern eher trotzdem und am Ende zum großen Erstaunen vieler.

Vordergründiges. Es gibt aber auch Hintergründiges, und hier wird es am Ende dann vielleicht doch spannend. Papst Benedikt XVI. steht für eine lange kirchliche Tradition, die – aus gewichtigen theologischen Argumenten heraus – den Frauen in der Kirche keine letztinstanzliche Führungsaufgabe übertragen zu können glaubt. Hier hat der Staat es leichter, denn im politischen Bereich bekommt die Interessentin und Bewerberin für ein hohes Amt es nicht mit Grunddaten zu tun, denen offenbarungstheologisches Gewicht beigemessen wird; sie hat sich nur mit langlebigen Konventionen und zähen Vorurteilen auseinander zu setzen. Immerhin: Angela Merkel hat diese Auseinandersetzung gewonnen und bekleidet nun als erste Frau das Amt der Kanzlerin in Deutschland. Papst Benedikt XVI. wäre es zuzutrauen, dass er während seines Pontifikates zumindest den Weg ebnet für eine kirchliche Weichenstellung, die Frauen zwar nicht die Priesterweihe ermöglicht, aber

mit der Diakoninnenweihe einen frauenspezifischen sakramentalen Zugang zum kirchlichen Dienst schafft.

Der Kirchenmann und die Parteifrau eignen sich – so lange sie in der Öffentlichkeit ihrer Institutionen und der Medien verhandelt werden – hervorragend für Plattitüden und Vorurteile. Beiden wurde das Amt, das sie nun bekleiden, von vielen Menschen speziell in ihrer deutschen Herkunftsgesellschaft kaum zugetraut. Nun bekleiden sie es – nach anfänglicher Schüchternheit fast schon selbstverständlich - und ziehen zuweilen sogar bisherige Kritiker und scharfe Gegner in ihren Bann.

Aber was haben dieser nüchterne Theologe und die nicht minder nüchterne Physikerin gemeinsam, dass sie derart schnell ein gewisses öffentliches Ansehen, ja sogar Sympathie gewinnen konnten? Vielleicht ist es ja genau jene Nüchternheit aus wissenschaftlicher Prägung heraus, die beileibe nicht nur spröde Sachlichkeit bedeutet, sondern Klarheit, Unaufdringlichkeit, Authentizität. Beide eignen sich von hier aus – will man der öffentlichen Meinung trauen – nicht ideal für die visuellen Medien. Das war bei ihren Vorgängern im Amte anders. Papst Johannes Paul II. und Bundeskanzler Gerhard Schröder waren medienwirksam, ja sogar medieneeignet, wenn man das so nennen möchte. Aber beim verstorbenen Papst war diese Medieneignung Resultat eines starken Charismas, während Gerhard Schröder sich wohl eher im technischen Sinne auf mediale Inszenierungen verstand. Genau einer solchen Inszenierung, die am Ende nichts sagt über reale politische Gestaltungskraft, sind wohl viele Menschen in Deutschland und in der übrigen Welt überdrüssig. Hier schließt sich der Bogen hin zum kirchlichen Leben. Menschen sind der Oberflächlichkeit überdrüssig, sie sind der Eindimensionalität überdrüssig. Deswegen findet es nicht nur hohe öffentliche Anerkennung, dass sich die überwältigende Mehrheit des neuen Bundeskabinetts wieder mit der religiösen Beteuerungsformel „so wahr mir Gott helfe“ hat vereidigen lassen. Sondern die deutschen Medien haben mit nie gewesener Selbstverständlichkeit vom Großereignis des Weltjugendtages in Köln und dem damit verbundenen Besuch Benedikt XVI. in Deutschland berichtet.

Diese neue Offenheit für eine religiöse Sinndimension macht noch keine christliche Renaissance, sie bewirkt keine blühende Landschaft kirchlich organisierten Glaubens in Deutschland. Aber vielleicht wird es für jene, die bisher noch in den Kirchen verblieben sind und für diejenigen, die neuerdings zahlreicher einen Wiedereintritt erwägen, leichter, auch wieder öffentlich ihre Bindung an den Gott Jesu Christi zu bekennen und zur Gestaltung unserer Kultur aus christlichem Geist beizutragen.

Daniela Mohr-Braun

Joachim Schmiedl

## DEUS CARITAS EST ZUR ERSTEN ENZYKLIKA PAPST BENEDIKTS XVI.

Nach der ersten Überraschung, die durch die Wahl des deutschen Kurienkardinals Joseph Ratzinger auf den Papststuhl ausgelöst wurde, stellte sich die Öffentlichkeit schnell auf den neuen Pontifex ein. Seine Bücher, bis dahin in der theologischen Fachwelt geschätzt und kritisch diskutiert, sonst aber wohl eher einem intellektuell interessierten Publikum vorbehalten, entwickelten sich plötzlich zu Bestsellern. Dass in der Hitliste der am meisten verkauften Bücher außer den Harry-Potter-Romanen oder Ratschlägen zum Abnehmen gleich mehrere Werke eines einzigen Autors vertreten waren, war wohl nur durch den „Wir sind Papst“-Effekt zu erklären.

Um so mehr wartete die Öffentlichkeit auf die erste Enzyklika Benedikts XVI. Über den Inhalt wurde heftig spekuliert, die angekündigten Termine verstrichen. Am 25. Januar 2006 war es dann endlich soweit. „Deus caritas est“ wurde der Öffentlichkeit vorgestellt.

### Die erste Enzyklika eines Pontifikats

Die erste Enzyklika im Pontifikat eines Papstes stellt traditionell so etwas wie eine Regierungserklärung dar. Das lässt sich bei den letzten Päpsten gut aufzeigen.

Johannes XXIII. richtete seine erste Enzyklika „Ad Petri Cathedram“ vom 29. Juni 1959 noch ausschließlich an Christen, die in Gemeinschaft mit dem Apostolischen Stuhl standen. Wahrheit, Einheit und Frieden waren die Themen, die er behandelte. Im Einklang mit der von ihm gewünschten Öffnung der katholischen Kirche im Vorfeld des am 25. Januar 1959 angekündigten Konzils sprach er von der Sehnsucht der Menschen, zur Einheit zu gelangen. Eine dreifache Einheit stand ihm vor Augen, nämlich in der Lehre, in der Organisation und in der gemeinsamen Verehrung Gottes. Themen, die in vielen Ansprachen zum Konzil und in der Sozialverkündigung Johannes' XXIII. eine Rolle spielen sollten, wurden in diesem ersten Schreiben bereits angerissen.

Als Paul VI. im Juni 1963 zum Papst gewählt wurde, stand gerade das Thema der Kirche auf der Tagesordnung des Zweiten Vatikanischen Konzils. So war es nicht verwunderlich, dass Paul VI. diese Beratungen aufgriff und unterstützte, wie überhaupt seine Ansprachen zu Beginn und am Ende der jeweiligen Konzilsperioden wichtige Anregungen und Zusammenfassungen der anstehenden Diskussionen waren. Um den Dialog ging es ihm in „Ecclesiam Suam“, der im Mai 1964 veröffentlichten Enzyklika. Die Kirche sei auf dem Weg zu einem neuen Selbstverständnis und haben den Auftrag zu einer ständigen Erneuerung. Damit stärkte Paul VI. die Kräfte, die sich von einer ausgewogenen Sicht der Kirche und aller ihrer Glieder einen positiven Weg in die Zukunft erhofften. Die Kirche, so Paul VI., könne ihre Sen-

dung am besten in der Form des Dialogs ausüben, und zwar sowohl nach innen wie nach außen. Mit seiner Antrittsenzyklika legte Paul VI. die Grundlinien der späteren Pastoralkonstitution über die Kirche in der Welt von heute und der Erklärung über die Haltung zu den nichtchristlichen Religionen. Die konkrete Umsetzung erfolgte in den Jahren nach dem Konzil über institutionalisierte Dialoge zu Nichtglaubenden und zu anderen Religionen.

Johannes Paul I. starb, bevor er eine Enzyklika veröffentlichen konnte. Geblieben ist sein Lächeln und die theologisch bedeutsame Aussage, dass im christlichen Gottesbild väterliche und mütterliche Züge zu beachten seien. Die erste Enzyklika von Papst Johannes Paul II. aus dem Jahr 1979 ist vielen noch in Erinnerung. „Redemptor hominis“ knüpfte an den ersten Worten des Pontifikats an. Die Tore weit für Christus zu öffnen, dazu diente auch die an alle Menschen guten Willens gerichtete Enzyklika. Aufbauend auf der Christologie bot der Papst eine Darstellung der Erlösung und des erlösten Menschen. Der Weg der Kirche ist der Mensch – diese Grundaussage bestimmte Leben und Wirken des polnischen Papstes in der Erwartung des dritten christlichen Jahrtausends. In vielen Facetten brachte Johannes Paul II. während seines Pontifikats die Wichtigkeit der Personwürde des Menschen in einer globalisierten Gesellschaft und den christlichen Kampf um seine Moralität und Sittlichkeit vor – ob gelegen oder ungelegen.

## Der Inhalt der Enzyklika

Und nun die erste Enzyklika Benedikts XVI. Sie trägt ganz die Handschrift Joseph Ratzingers. Die dichte philosophische und theologische Sprache schien den Übersetzern in andere europäische Sprachen Schwierigkeiten bereitet zu haben, womit der Papst selbst die Verzögerung der Publikation erklärte. Zwei Teile enthält die Enzyklika, die mit dem Zitat von 1 Joh 4,16 beginnt. Damit sei, so der Papst, „die Mitte des christlichen Glaubens, das christliche Gottesbild und auch das daraus folgende Bild des Menschen und seines Weges“ (DC 1) angesprochen.

Dieser Mitte geht der Papst im ersten Teil nach. Er erinnert an die sprachliche Bedeutungsvielfalt des Begriffs Liebe, deren Akzente im Griechischen mit den drei Wörtern Eros, Philia und Agape ausgedrückt werden. Der Papst weist die Meinung zurück, als habe das Christentum die erotische Liebe zerstört. Im Gegenteil: Gerade der Eros zeige an, dass Liebe mit dem Göttlichen zu tun habe, aber nicht allein in der Triebhaftigkeit gefunden werden könne. Zum Menschen als Person gehörten eben Geist und Leib. Gegen den Vorwurf der Leibfeindlichkeit des Christentums führt der Papst das Hohelied des Alten Testaments an, in dem die Ekstase der Liebe als Weg „zur Freigabe des Ich, zur Hingabe und so gerade zur Selbstfindung, ja zur Findung Gottes“ (DC 6) beschrieben wird. Die philosophische und biblische Argumentation ergänzen sich im Denken des Papstes durch die biblischen Bezüge. Daraus ergibt sich eine organische Sicht der Liebe als eine einzige Wirklichkeit in verschiedenen Dimensionen.

Die Neuheit des biblischen Glaubens zeigt sich für Ratzinger im Gottesbild – der eine Gott als Schöpfer, der sein Geschöpf Mensch liebt – und im Menschenbild – diese Liebe ist auch im Menschen wesensmäßig verankert. Vor allem aber in Jesus Christus: „Das eigentlich Neue des Neuen Testaments sind nicht neue Ideen, sondern die Gestalt Christi selbst, der den Gedanken Fleisch und Blut, einen unerhörten Realismus gibt.“ (DC 12) Dieser Realismus zeigt sich am deutlichsten in der Leibhaftigkeit der Eucharistie. Die „Mystik“ des eucharistischen Sakraments führt jedoch nicht nur zur Vereinigung mit Jesus Christus, sondern fordert zur Nächstenliebe heraus. In den Gleichnissen Jesu kommt diese Wechselwirkung klar zum Ausdruck. Wie eine Definition der „Werktagsheiligkeit“ lesen sich die Sätze zum Abschluss des ersten Teils der Enzyklika: „Nur meine Bereitschaft, auf den Nächsten zuzugehen, ihm Liebe zu erweisen, macht mich auch fühlsam Gott gegenüber. Nur der Dienst am Nächsten öffnet mir die Augen dafür, was Gott für mich tut und wie er mich liebt.“ (DC 18)

Der zweite Teil von „Deus caritas est“ behandelt das Liebestun der Kirche. Dieses ist Ausdruck der trinitarischen Liebe und Auftrag der Kirche auf allen Ebenen. In einem ausführlichen historischen Rückblick beschreibt der Papst die Entwicklung der Caritas als einen wesentlichen Sektor des kirchlichen Handelns. Am Beispiel des römischen Kaisers Julian Apostata, der das Christentum durch die Institutionalisierung caritativen Handelns unter heidnischem Vorzeichen überwinden wollte, macht der Papst deutlich, „dass die praktizierte Nächstenliebe, die Caritas, ein entscheidendes Kennzeichen der christlichen Gemeinde, der Kirche, war“ (DC 24).

Für Benedikt XVI. kann sich diese Caritas freilich nicht in individueller Hilfe und Unterstützung erschöpfen, sondern braucht eine gerechte Gesellschaftsordnung. Hier fügt sich die Enzyklika in die kirchliche Soziallehre ein. Der Papst schreibt den Politikern ins Stammbuch, dass die gerechte Ordnung der Gesellschaft und des Staates ein zentraler Auftrag der Politik sei, aber auch, dass in jeder, auch der gerechtesten, Gesellschaft der Dienst der Liebe nötig bleibe. Das heutige soziale Umfeld fordere die humanitäre Hilfe nicht nur heraus, sondern biete auch neue Chancen, etwa durch die Massenkommunikationsmittel und die Zusammenarbeit zwischen staatlichen und kirchlichen Instanzen. Für kirchliches und christliches Liebeshandeln benennt der Papst als konstitutive Elemente, dass es zunächst eine Antwort auf konkrete Not sei, unabhängig von Parteien und Ideologien geleistet werden müsse und kein Mittel zum Proselytismus darstellen dürfe. Träger des caritativen Handelns der Kirche seien dabei zwar Organisationen, doch würden diese ohne den demütigen Dienst Einzelner nicht funktionieren. Die Verbindung von Gottes- und Nächstenliebe erweise sich dabei auch im Leiden an einem Gott, der „ein Vater ist und uns liebt, auch wenn uns sein Schweigen unverständlich bleibt“ (DC 38).

Der Papst schließt seine Betrachtungen mit dem Hinweis auf karitative Heilige, angefangen bei Martin von Tours und endend mit Mutter Theresa von Kalkutta, und auf den Liebesdienst Marias, den sie ihrer Cousine Elisabeth geleistet hat.

## Einige Beobachtungen

Lässt man die Enzyklika als Ganze auf sich wirken so fallen einige Besonderheiten auf, aus denen die Handschrift des Theologen Joseph Ratzinger zu ersehen ist:

Die Argumentation des Papstes ist das, was man aus schönstättischer Perspektive als gelungene Form von „Geistpflege“ bezeichnen könnte. Es wird nicht moralisiert, sondern motiviert. Aus den tiefen Quellen der biblischen und kirchlichen Tradition werden die Leserinnen und Leser ermutigt, den Weg der Caritas zu beschreiben. Dabei tritt der Papst in eine innere Auseinandersetzung mit der gesamten denkerischen Tradition des Abendlandes ein. Das wird deutlich an den von ihm zitierten Autoren, deren Bandbreite eine Neuheit in der Lehrverkündigung der Päpste darstellt. Benedikt XVI. zitiert den philosophischen Gottesleugner Friedrich Nietzsche ebenso wie den Dichter der römischen Liebeskunst Vergil. Die griechischen Philosophen Platon und Aristoteles werden als Gewährsmänner für die Bedeutung der Liebe herangezogen, wie andererseits René Descartes' einseitige Sichtweise menschlicher Leibhaftigkeit abgelehnt wird. Der Papst kennt keine Berührungsscheu. Er nimmt die kritischen Anfragen der abendländischen Philosophie an den christlichen Glauben auf und beantwortet sie ruhig und sicher.

Eine zweite Beobachtung bezieht sich auf die Verwendung der Bibel und der Kirchenväter. Ratzinger gehörte bereits als Konzilsperitus zu denjenigen, die einen breiteren und exegetisch verantworteten Umgang mit den Quellen der christlichen Tradition forderten. In seiner ersten Enzyklika setzt er diese Forderung um, indem er nicht nur einzelne Bibelverse als Steinbruch zitiert, sondern diese immer in den großen Zusammenhang der jeweiligen Schrift oder der theologischen Sicht Jesu stellt. Darin unterscheidet er sich von seinem Vorgänger, der normalerweise in seinen Schreiben eine Motiverzählung aus der Heiligen Schrift als durchgängiges Erklärungsschema für seine Gedanken gewählt hatte.

Eine dritte Beobachtung betrifft die Verwendung der historischen Beispiele. Ein auffälliger Unterschied zum Pontifikat Johannes Pauls II. ist bis jetzt die relativ geringe Anzahl an Selig- und Heiligsprechungen. Dass Benedikt XVI. die Durchführung von Seligsprechungsfeiern delegiert hat, konnte den Anschein erwecken, als liege ihm an diesen vorbildlichen Persönlichkeiten nicht so viel wie seinem Vorgänger. Die vorliegende Enzyklika hält in dieser Hinsicht manche Überraschungen bereit. Unter dem Aspekt der Liebe und der Liebestätigkeit greift er die gesamte Geschichte der Kirche auf. Vom Mönchsvater Antonius über Martin von Tours bis zu Mutter Theresa ist alles vertreten, was die caritative Seite der Kirche ausgemacht hat.

Aber auch hier gilt, was P. Kentenich vom hl. Augustinus, dem großen Lehrmeister des gegenwärtigen Papstes, gerne zitiert: „Utamur haereticis ...“ – es lohnt sich, Anleihe bei denen zu machen, die dem Christentum kritisch bis ablehnend gegenüberstehen. Dass Benedikt XVI. das caritative Signum der Kirche aus der ablehnenden Haltung des wieder heidnisch gewordenen Julian Apostata (gestorben 363) herleitet, mag überraschen, liegt aber ganz auf der Argumentationslinie des Papstes:

Das Christentum muss sich in innerer Auseinandersetzung mit den Strömungen der Zeit bewähren. Benedikt XVI. ist sich darin sicher einig mit seinem Vorgänger Johannes XXIII., der die Kategorie der „Zeichen der Zeit“ in die Erkenntnisquellen des Willens Gottes einführte, und mit der Pastoralkonstitution über die Kirche in der Welt von heute „Gaudium et spes“, zu dessen grundlegendem Darstellungs- und Interpretationsprinzip das aus der Christlichen Arbeiterjugend entnommene Dreierschema „Sehen – Urteilen – Handeln“ avancierte. Schönstätter erkennen darin unschwer die Erkenntniskategorie der „Zeitenstimmen“ und das in der „Spurensuche“ immer wieder praktizierte und angewandte Viererschema „Beobachten – Vergleichen – Straffen – Anwenden“ wieder.

## Das Weltgrundgesetz der Liebe

Über diese allgemeinen Beobachtungen hinaus, die den Denkstil des Papstes betreffen, lassen aus der Perspektive der Schönstatt-Bewegung viele Formulierungen und Themen aufmerken.

Auch P. Kentenich geht in seiner Definition des Eros von der griechischen Philosophie aus. In Anlehnung an Platon bestimmt er den Eros als „die liebende Hingabe an eine im Menschen übersteigert und sinnhaft verkörpert gesehene Idee des Guten und Schönen“ (1956). Eros ist dabei nicht identisch mit Sexualität, sondern Kentenich und Benedikt stimmen darin überein, dass gerade die menschliche Liebe einen Durchblick auf die göttliche Liebe ermöglicht. Benedikt XVI.: „Der Mensch wird dann ganz er selbst, wenn Leib und Seele zu innerer Einheit finden; die Herausforderung durch den Eros ist dann bestanden, wenn diese Einung gelungen ist.“ (DC 5) Bei Kentenich lautet der gleiche Gedanke: „Im Menschen unterscheidet man drei Seins- und Lebensschichten. Im Menschen steckt ein ‚Tier‘, ein ‚Engel‘ und ein ‚Gotteskind‘. Man spricht auch von Leib, Seele und Geist. Diese drei Seinsschichten sind ineinander, nicht getrennt voneinander oder nebeneinander.“ (1951)

Deutlich wie der Papst, in psychologisch einfühlsamer Sprechweise deutet P. Kentenich den inneren Zusammenhang zwischen den drei Formen der Liebe Eros, Philia und Agape in dem Ternar naturhafte, natürliche und übernatürliche Liebe. Dabei entspricht die naturhafte Liebe, charakterisiert als eine „triebhaftige Liebe, eine irrationale Liebe, ein Hineingezogensein, das aus den dunklen Gründen des Unterbewusstseins einfach nach oben will“ (1951), stärker dem Eros. Die natürliche Liebe kommt für Kentenich stärker aus dem menschlichen Willen, während die übernatürliche Liebe auf der Gotteskindschaft aufbaut. Immer aber gilt für Kentenich die Verbindung aller drei: „Das Ideal der pädagogischen Liebe bleibt immer die organische Verknüpftheit von diesen drei Formen der Liebe.“ (1951)

Eine erste Zusammenfassung erfuhr bei P. Kentenich diese Dreigabelung der Liebe, die in einer entsprechenden Dreigabelung der Triebkraft des Geschlechtlichen überhaupt in Körpertrieb, Seelentrieb und schöpferischem Gestaltungstrieb ihre Entsprechung hat, bereits 1934 in der Formulierung vom „Weltgrundgesetz der Liebe“. In Anlehnung an Franz von Sales, den Theologen der Liebe, den Benedikt

XVI. nicht zitiert, dessen Grundausrichtung er aber in seiner theologischen Nähe zur Franziskanerschule des 13. Jahrhunderts, besonders bei Bonaventura, aufgreift, formuliert P. Kentenich folgendermaßen: Gott tut alles aus Liebe, durch Liebe und für Liebe. Aus diesem Beweggrund der göttlichen Liebe entsteht eine Bewegung hin zum Menschen und wieder zurück. P. Kentenich wendet diese göttlich-menschliche Liebesbewegung auch an auf innermenschliche Beziehungen, so dass er davon sprechen kann, Gott übertrage etwas von seiner Liebesfähigkeit auf die Menschen und möchte, dass menschliche Liebe in die Gottesliebe hinein geführt werde.

Kurz vor seiner Rückkehr nach Schönstatt aus vierzehnjährigem Exil fasste Kentenich diese seine tiefste Einsicht in das Gottesbild so zusammen: „Für uns war allezeit Gott der Vater der Liebe. Darauf weist die starke Betonung des Weltgrundgesetzes hin, das den Familiengeist von Anfang an bestimmt und durchdrungen hat. Wir wissen nicht nur theoretisch, sondern auch praktisch, dass der Grund aller Gründe für alles göttliche Wirken letztlich die Liebe ist. Alles, was von ihm ausgeht, geschieht aus Liebe, durch Liebe, für Liebe. Allezeit haben wir es als unsere besondere Sendung aufgefasst, dieses göttliche Weltgrundgesetz zu unserem Lebens- und Erziehungsgrundgesetz zu machen. Wir wussten auch, dass wir unter dieser Gottesliebe mitzuverstehen hatten als charakteristisches Merkmal seine barmherzige Liebe. Was für uns aber neu ist, das ist die außergewöhnliche Größe dieser göttlich barmherzigen Liebe. Haben wir bislang stärker uns leiten lassen von dem Gedanken der gerechten Liebe - will heißen: von der Einstellung, dass wir uns diese Liebe durch Handeln und Wandeln, durch Liebesopfer jeglicher Art verdienen müssten -, so halten wir auch heute noch an dieser gläubigen Überzeugung fest, bemühen uns nach wie vor, in besagter Weise dem Himmelsvater Freude zu machen; wo es sich aber um die Bewertung handelt, sind wir auf dem Wege, diese unsere eigene Mitwirkung nicht gar zu wichtig zu nehmen. Wichtig für uns ist nur Gott, der Vater und seine barmherzige Liebe. Letzten Endes liebt er uns nicht einmal so sehr - wie wir schon von Anfang der Familiengeschichte an gelehrt -, weil wir gut und brav gewesen, sondern weil er eben unser Vater ist oder weil er uns seine barmherzige Liebe dann am reichsten zuströmen lässt, wenn wir unsere Grenzen, unsere Schwächen und Armseligkeiten freudig bejahen und als wesentlichsten Titel für die Öffnung seines Herzens und das Durchströmen seiner Liebe innewerden. Auf zwei Titel berufen wir uns deshalb künftig mehr als bisher Gott gegenüber: auf seine unendliche Barmherzigkeit und unsere unergründliche Erbärmlichkeit.“ (Brief vom 13. Dezember 1965).

Im päpstlichen Rundschreiben ist derselbe Gedanke im Blick auf die Nächstenliebe wie folgt formuliert: „Die Liebesgeschichte zwischen Gott und Mensch besteht eben darin, dass diese Willensgemeinschaft in der Gemeinschaft des Denkens und Fühlens wächst und so unser Wollen und Gottes Wille immer mehr ineinanderfallen“ (DC 17). Das Gebot der Gottes- und Nächstenliebe ist „nicht mehr ‚Gebot‘ von außen her, das uns Unmögliches vorschreibt, sondern geschenkte Erfahrung der Liebe von innen her, die ihrem Wesen nach sich weiter mitteilen muss. Liebe wächst



durch Liebe. Sie ist ‚göttlich‘, weil sie von Gott kommt und uns mit Gott eint“ (DC 18).

Die Enzyklika „Deus caritas est“ aus der Feder von Papst Benedikt XVI. und das Denken des Gründers der Schönstatt-Bewegung treffen sich somit an einer ganz zentralen Stelle. Die wirklich theo-logische Mitte sehen beide in der Liebesbewegung zwischen Gott und Mensch. Gottes- und Nächstenliebe, individuelles und gemeinschaftliches Handeln ergänzen sich: „Alles Handeln der Kirche ist Ausdruck einer Liebe, die das ganzheitliche Wohl des Menschen anstrebt“ (DC 19). Bei P. Kenenich heißt das: „Es gibt eine affektive und eine effektive Liebe“ (1934). Liebe ist nicht nur ein gefühlsmäßiges Empfinden, sondern sie drängt zum Tun: Caritas Christi urget nos – Die Liebe Christi drängt uns (2 Kor 5,14).

Joachim Wanke

## VISIONEN FÜR EINE KIRCHE VON MORGEN ANSTÖSSE FÜR ZUKUNFTSFÄHIGE GEMEINDEN



Der Autor: Joachim Wanke, geb. 1941, ist seit 1981 Administrator und seit 1994 Bischof der Diözese Erfurt. Er ist Vorsitzender der Pastoral-Kommission der Deutschen Bischofskonferenz. Der Artikel geht auf einen Vortrag im Rahmen der Akademietage an der Philosophisch-Theologischen Hochschule Vallendar am 14. Januar 2006 zurück (Foto: Georg Adams).

Derzeit wird nahezu in allen Bistümern der Bundesrepublik Deutschland nach Wegen gesucht, wie die durch Priestermangel, Gläubigenmangel und Geldmangel auftretenden Probleme in der Seelsorge gelöst werden können<sup>1</sup>. Das Schlüsselwort dafür ist meist „kooperative Pastoral“. Entsprechende Planungen bzw. weithin schon Umsetzungen von Pastoralplänen sind in vollem Gang. Im Kern geht es um die Frage nach der Gestalt unserer Pfarrgemeinden und um die Absicherung von Seelsorge in der Zukunft.

Was nach meinem Ermessen derzeit freilich oft zu kurz kommt, ist das Gespräch über die Frage, welche Anliegen die Kirche heute bewegen sollte und welche Schwerpunkte sie in der Seelsorge zu setzen hätte. Dem will ich mich in diesem Vortrag zuwenden.

---

<sup>1</sup> Vgl. Heinz, S. Demel, Ch. Pöpperl, „Löscht den Geist nicht aus“, Synodale Prozesse in Deutschland, Freiburg- Basel- Wien 2005.

## Erste Herausforderung: Aushalten, durch schmerzhaftes Veränderungen in Frage gestellt zu werden

Wir sollten uns in zwei Dingen einig sein. Zum einen: Die Kirche und ihr seelsorgliches Wirken waren zu allen Zeiten Veränderungen ausgesetzt. Was jetzt an Umbrüchen und Veränderungen passiert, ist nichts Außergewöhnliches. Zum anderen: Es wird keine Rückkehr zu den pastoralen Verhältnissen vor dem Konzil bzw. gar vor und nach dem Zweiten Weltkrieg geben.

Wir stehen in einem tiefgreifenden Wandel der Gesellschaft, der unweigerlich auch die „Sozialgestalt“ von Kirche und damit auch die unserer Pfarreien berührt. Dieser Wandel ist oft beschrieben worden. Aber ist seine Notwendigkeit auch wirklich „verinnerlicht“? Die verbreitete gegenwärtige Resignation, die „Atmosphäre der Verzagtheit“, die unsere Ortskirchen und zum Teil unseren Klerus und die Kerngemeinde bestimmt, hat oftmals in dieser untergründigen Wahrnehmung der heutigen gewandelten Situation ihren Ursprung. Man spürt die Veränderungen zu „früher“, aber es fehlt eine Vorstellung davon, wie es weitergehen könnte. Das lähmt und schafft Resignation.

Ich habe im vergangenen Jahr an unsere Priester im Bistum Erfurt dies geschrieben:

*Das wichtigste Signal, das von der Erfurter Bistumskirche ... ausgehen sollte, wäre dies: Finanzen, Personalabbau und Sparzwänge sind bei uns kein Dauerthema! Natürlich müssen auch wir uns gegebenen Veränderungen klug und sehr überlegt anpassen, aber dabei vergessen wir nicht, was uns alles kirchlich möglich ist – auch unter veränderten Rahmenbedingungen! Wir können auch in den nächsten Jahrzehnten durchaus eine „einladende, das Evangelium auf den Leuchter stellende Kirche“ sein.*

Wir spüren: Hier geht es um innere Einstellungen, um geistliche Grundhaltungen, um eine Glaubenszuversicht, die sich nicht nur „von unten“ her speist, sondern auch und vor allem „von oben“. Nur ein kleines Gedankenexperiment: Ich würde als Seelsorger nicht gern mit dem hl. Pfarrer von Ars tauschen. Sicher: Der Pfarrer von Ars hatte damals im frühen 19. Jahrhundert mit dem Atheismus seiner geistlich verwahten Bauern in der französischen Provinz zu kämpfen, wir mit dem unserer orientierungslosen Zeitgenossen in Mitteldeutschland. Der Unterschied ist eigentlich nicht sehr bedeutend. Es ist gut, dass man sich seine Lebenszeit nicht aussuchen kann.

Diese Überlegungen führen mich zu einer ersten Einsicht:

Vor aller „Mangelverwaltung“ braucht es das erneute, gleichsam auf den Stand von Heute gebrachte Nachdenken und die gemeinsame Verständigung über den Auftrag der Kirche in einer sich verändernden Gesellschaft.

In diesem Zusammenhang ist heute oft das Schlagwort zu hören: „Reduktion auf das kirchliche Kerngeschäft“. Dahinter verbirgt sich meines Erachtens eine Gefahr.

Wenn damit gemeint ist, die Kirche müsse wieder geistlicher werden und die Seelsorge mehr Innerlichkeit gewinnen, ist daran sicher manches richtig. Ich erinnere nur an die berechtigte und wichtige Wiederbelebung der Anbetungspraxis, befördert durch den Kölner Weltjugendtag. Aber solche Bestrebungen könnten auch in eine gefährliche Einseitigkeit führen. „Wozu Kirche taugen soll“ (so die Überschrift eines Hirtenbriefes von mir im Jahr 2005), lässt sich nicht einfach in Kategorien des Vertikalen ausdrücken. Gottes- und Nächstenliebe gehören gemäß der Botschaft Jesu untrennbar zusammen. Das Horizontale, also das „Politische“ (im weitesten Sinn), die Zuwendung zum konkreten Menschen, die „topologische“ Praxis (wie man jetzt mit Ottmar Fuchs, Hans-Joachim Sander u. a. gern sagt), also die Hinwendung zu der konkreten Lebens- und Leidenssituation der Menschen ist unaufgebbar für die Kirche. Daran hat uns ja das Zweite Vatikanische Konzil erinnert, aber auch die Würzburger Synode. Das ist letztlich schon durch Mt 25 (das Bild vom Endgericht) bleibend der Kirche ins Stammbuch geschrieben. Ich erinnere daran, was Jesus dem Mann mit der verkrümmten Hand in der Synagoge sagte: „Steh auf und stell dich in die Mitte!“ (Mk 3,3), also dorthin, wo in der Synagoge die Thora ihren Platz hat. Der konkrete Mensch ist der Weg der Kirche (so Papst Johannes Paul II. in seiner ersten Enzyklika).

Auch hat mit Recht Paul Zulehner darauf hingewiesen, dass die bekannten Grunddimensionen der Kirche (Verkündigung, Liturgie, Diakonie) nicht ohne weiteres sofort als hinreichende Aufgabenbeschreibungen für die Kirche heute erhalten können.<sup>2</sup> Die Kirche wird immer die Aufgabe haben, das Evangelium zu verkünden, Gottesdienst zu feiern und Caritas zu üben. Die Frage ist freilich, wie muss heute, in dieser geschichtlichen Stunde Verkündigung aussehen? Wie muss sich Liturgie heute angesichts der Unterhaltungsindustrie in einer Welt der totalen Kommunikation als authentische Liturgie erweisen? Welche Akzente hat die Diakonie der Kirche gerade heute im Zeitalter einer zusammenwachsenden Welt und nochmals genauer, in der reichen Bundesrepublik zu setzen?

Wir sehen also: Die Frage nach dem, was der Kirche hier und heute vorrangig aufgetragen ist, ist gar nicht so einfach zu beantworten. Im dritten Abschnitt wollen wir das eigens bedenken. Hier geht es mir einfach um die Bereitschaft, schmerzhaft Veränderungen zuzulassen und sie innerlich anzunehmen.

Ich bringe einmal eine Passage aus einem Bischofsbrief an unsere Gemeinden im Bistum Erfurt zu Gehör. Der Brief hatte die Überschrift: „Das Kleid anpassen!“

*Manches kann nur bleiben, wenn es sich verändert. Diese Wahrheit gilt nicht nur für den Staat und die Sozialsysteme, sondern auch für die Kirche. Sie gilt auch für das Bistum Erfurt...*

*Ich fasse mein Anliegen in das Bild: Unsere Erfurter Ortskirche muss ihr Kleid den veränderten Gegebenheiten anpassen. Das geschieht derzeit auch in anderen*

---

<sup>2</sup> P.M.Zulehner, Kirche im Umbau. Für eine Erneuerung im Geist des Evangeliums: Herd-Korr 58 (2004) 119 – 124.

*Bistümern, zum Teil unter großen Schmerzen. Mir liegt daran, in unserem Bistum rechtzeitig auf absehbare Entwicklungen zu reagieren. Vorausschauend handeln erspart in der Zukunft Ärger und Ratlosigkeit.*

*Meine Vision für Thüringen ist eine Ortskirche, die bei ihrer Grundaufgabe bleibt: Das Evangelium Jesu Christi auf den Leuchter zu stellen, damit möglichst viele Menschen mit dem „Licht von oben“, mit der guten Botschaft des Evangeliums in Berührung kommen können...*

*Was zu Zeiten des hl. Bonifatius, des hl. Kilian und der hl. Elisabeth möglich war – ohne Kirchensteuer und engmaschig geknüpftes Netz von Pfarreien -, das muss in Thüringen auch heute und morgen möglich sein. Dieses Land braucht das Evangelium. Es braucht die Orientierung von oben, vom Himmel her. Es braucht gläubige Christen, die mit ihrem Leben das in den Blick rücken, was sie im Herzen glauben: Dass Gott uns nahe ist mit seiner Liebe und Sünde und Tod nicht das letzte Wort über unser Leben haben.*

*Wir leben heute zugegebenermaßen in anderen Zeiten. Wir haben uns auch an einen bestimmten Stil des kirchlichen Lebens gewöhnt. Es ist nicht leicht, Veränderungen anzunehmen, besonders wenn sie eigene Gewohnheiten in Frage stellen. Ich denke beispielsweise an Veränderungen der Messzeiten am Sonntag...*

*Wir alle müssen beweglicher werden, die Priester und Diakone, die Ordensleute, die in der Seelsorge und Caritas Tätigen, aber eben auch unsere Gemeinden mit ihren Kirchenvorständen, Räten, Gruppen und Vereinen. Beweglich in doppeltem Sinn des Wortes: Dass wir z.B. den Gottesdienst dort aufsuchen, wo er gefeiert wird, gegebenenfalls eben auch an einem anderen Ort, und beweglich in dem anderen Sinne, dass wir über den Raum der eigenen gewohnten Pfarrei hinaus denken.*

Soweit diese Passagen aus dem Brief an die Gläubigen, der meine Intentionen deutlich macht.

- Es braucht die innere Annahme der Tatsache, dass es ohne Veränderungen auch in den Gemeinden keine Zukunft geben wird.
- Es braucht eine Neubesinnung auf das, wofür Kirche heute zu stehen hat, „wozu sie taugen soll“.

Gemeinsame Arbeit an Leitbildern für unsere Pfarreien, Pfarrverbände, für kirchliche Einrichtungen, ja für Diözesen insgesamt sind darum keine vertane Zeit. Wenn wir wirklich aufs Meer hinaus wollen, werden wir auch in der Lage sein, Schiffe zu bauen.

## Zweite Herausforderung: Sich in Kirche und Seelsorge auf den gesellschaftlichen Pluralismus und die zunehmende „Freisetzung“ der Menschen einstellen

Damit sind zwei ineinander verwobene Grundherausforderung genannt, deren Bewältigung für das Klima unseres kirchlichen Lebens, auch der Seelsorge wichtig sein wird.

### Im Pluralismus der Zeit zur Glaubensentschiedenheit finden und ihr feststehen

Die gesellschaftliche „Luft“ ist auf absehbare Zeit hin von einer pluralistischen Grundgestimmtheit geprägt. Das ist Folge einer langen geistesgeschichtlichen Entwicklung. Geschlossene katholische „Milieus“ gibt es nicht mehr. Auch die Versuche mancher Gruppen und Bewegungen, christliche „Gegenwelten“ zu etablieren, werden auf Dauer kaum durchtragen können. Deshalb stelle ich mir die Frage, ob wir diesen Pluralismus und die damit verbundenen Probleme nicht doch offensiver angehen müssten.

Ich behaupte, dass dieser heute verbreitete weltanschauliche Skeptizismus und Pluralismus nicht in jedem Fall, gleichsam zwangsnotwendig – wie oft behauptet – zur Privatisierung und zur Relativierung von Überzeugungen führen muss, auch nicht von religiösen Überzeugungen.<sup>3</sup>

Im Wettbewerb der religiösen Ideen und Lebensdeutungen muss sich nicht zwangsläufig Gleichgültigkeit einstellen. Im Gegenteil: Es kann sich dadurch sogar religiöse Vitalität entfalten. Die US-amerikanische Gesellschaft steht dafür als Beispiel, wiewohl dort auch noch andere Faktoren die erstaunliche Lebendigkeit des Religiösen bis heute stützen.

Auch ist auf die Eigentümlichkeit der religiösen Überzeugung hinzuweisen, die nicht das Ergebnis einer freien Auswahl aus vielen vorgegebenen Möglichkeiten ist, sondern eines Hingerissen-Seins, eines Überwältigt-Werdens, das seine eigene Evidenz hat. Die religiöse Bindung wird von innen her gerade nicht als Knebelung erfahren, sondern als ein tiefes und beglückendes „Zu-sich-Selbst-Kommen“. So geht es auch mit einer Lebenshaltung, die sich aus dem Gottesglauben und dem Vertrauen auf Gott speist. Sie bestärkt sich im Vollzug. Sie erweist ihre Evidenz, indem ich mich auf sie einlasse. Die Erfahrungen einer gelingenden menschlichen Partnerschaft, Freundschaft oder Liebe sind dafür die nächsten Parallelen.

Natürlich bringt für ungefestigte Menschen ein weltanschaulicher Pluralismus in der Gemengelage der offenen Gesellschaft mancherlei Gefährdungen mit sich.

---

<sup>3</sup> Vgl. dazu Hans Joas, Braucht der Mensch Religion? Über Erfahrungen der Selbsttranszendenz, Freiburg i.Br., 2004, 36ff.

Hans Joas hat diese mit dem Begriff Kontingenzerfahrung, also Erfahrungen von Zufälligkeit, Beliebigkeit bezeichnet.<sup>4</sup>

Hans Joas macht das anschaulich in einem Bild. Ein Ehemann entdeckt nach einigen Ehejahren, dass es außer seiner Frau noch Hunderte anderer liebenswerter Frauen gibt. Die Ursprungserfahrung einer Liebe, die sein JA und seine anhaltende Treue zu dieser konkreten Partnerin begründet hat, weitet sich zu einer Kontingenzerfahrung: Hier stehe ich – aber ich könnte auch ganz anders!

Nun ist die bloße Konfrontation mit der Tatsache, dass es neben der christlichen Religion auch andere Religionen bzw. säkulare Lebensdeutungen gibt, noch kein hinreichender Grund, meine persönliche Bindung an den christlichen Glauben zu erschüttern. Freilich: Die existenzielle Erfahrung gestiegener Kontingenz meiner religiösen Lebensoption verändert freilich die Qualität, die Art der Bindung. Ohne eine Einbeziehung dieser Infragestellungen meiner Entscheidung durch das Verhalten anderer bleibt meine Entscheidung, meine Bindung nicht überlebensfähig.

Genau in diesem Prozess einer Vertiefung, einer qualitativen Verdichtung unseres Gottesglaubens stehen wir heute.

Ich möchte diesen Gedanken noch etwas **exkursartig** vertiefen.

Viele Zeitgenossen verstehen eine auf dem Gottesglauben aufruhende Existenz oft als geistige Entmündigung. Das ist ein schwerwiegender Einwand gegen den Glauben. Es ist der Verdacht, mit einem religiösen Glauben verliere der Mensch seine Autonomie, seine Fähigkeit zur Selbstbestimmung. Religion, und eben auch christliche Religion – so der Vorwurf - sei ein Zustand der Fremdbestimmtheit, in der dem Menschen das Recht auf schöpferische Selbstverwirklichung und moralische Autonomie genommen würde. Das ist der geheime Stachel, der viele auch nachdenkliche Zeitgenossen vom Glauben an Gott und an das Evangelium abhält.

Darauf mag es manches zu antworten geben, von der Anthropologie her, die weiß, dass wir grundsätzlich dialogische und nicht monologische Wesen sind, von der Theologie her, die uns zeigen kann, dass Gottes Freiheit nie als Konkurrenz, sondern nur als Synergie zur Freiheit des Menschen gedacht werden kann. Wie sagt der Psalmist? „In deinem Licht sehen wir das Licht!“ (Ps 36,10).

Aber es geht hier ja letztlich nicht nur um ein Austauschen von rationalen Argumenten. Hier geht es um Gründe, die allein das Herz kennt, wie Blaise Pascal sagen würde. Wem kann man beweisen, dass Wasser trägt, wenn er nie den Sprung ins tiefe Wasser wagt? Wem kann man darlegen, dass Geliebt-Werden nicht passiv macht, sondern im höchsten Maße aktiv, wenn er das nicht einmal selbst an sich erfährt: zu lieben und geliebt zu werden? Wer liebt, bleibt frei, auch wenn er sich als Liebender auf Verantwortung, auf Verpflichtungen einlässt. Aber eben auf einer anderen, sein Leben weitenden Wirklichkeitsstufe. Es gibt Bindungen, die frei machen. Und zu ihnen gehört der christliche Gottesglaube.

Die Verweigerung des Gottesglaubens bleibt ein Geheimnis des Herzens. Ich gebe zu: In unseren Zeiten ist die Gotteswirklichkeit so abgedunkelt, dass manche

---

<sup>4</sup> H.Joas, a.a.O. 32ff.

nur sehr schwer Gott wahrnehmen können. Wir heutigen Menschen sehen überall nur uns selbst. Wir durchschauen – wie wir meinen - alles, aber auch wirklich alles, selbst die Religion, ihre Entstehung und ihre Existenzbedingungen. Wer aber alles durchschaut, sieht am Ende gar nichts mehr!

Ich denke manchmal: Muss einer, wenn er spricht, um die Grammatik wissen? Grammatik ist die selbstverständliche Voraussetzung beim Sprechen und Schreiben, an die wir im alltäglichen Gebrauch nicht denken. Jetzt nehme ich einmal meinen Mund sehr voll: Für mich ist die Welt Gottes weder fern noch verworren. Sie ist für mich eine Sache täglicher und stündlicher Erfahrung, wie vergleichsweise das Atmen. Die Leugnung Gottes kommt mir vor wie eine Art Amnesie, wie eine Geistesabwesenheit, eine Vergesslichkeit. Man denkt eben beim Lesen nicht an die Augen.

Der Christ von heute und morgen wird eine mystagogische Kompetenz haben müssen, mitten in der Profanität den Gotteshorizont wahrzunehmen. Er wird in der Lage sein, gleichsam an Ort und Stelle durch den Wüstensand der Alltäglichkeit hindurch Tiefenbohrungen zu machen, um so an die lebendige Quelle der Gottesgegenwart mitten im Profanen zu kommen. Und wer als Christ anderen an seinen „Erschließungserfahrungen“ im Blick auf eine österliche Deutung seines Lebens teil gibt, wird zum Zeugen Christi. Und die Gemeinde oder Gemeinschaft, die „Beteiligungsmöglichkeiten“ an solchen Erfahrungen schafft, die wird ihrem Auftrag „Kirche“ zu sein gerecht.

Die Kirche ist grundsätzlich niemals mit einer bestimmten Gesellschaftsform oder gar einer kulturellen „Großwetterlage“ verbunden. Ganz im Gegenteil: Sie hat es in der Vergangenheit, wenn auch manchmal mit schmerzhaften Verzögerungen immer wieder geschafft, das Evangelium in die konkreten gesellschaftlichen und kulturellen Kontexte „einzustiften“ und diese damit positiv zu beeinflussen. Die Kirche hat ja diesen Geist der Moderne entscheidend mitgeprägt!<sup>5</sup> Anders gesagt: Diaspora ist nicht ein zufälliger und zeitweiliger kirchengeschichtlicher Notstand der Kirche, sondern die Grundbestimmung ihres Daseins. Das Stichwort „Wüste“ ist biblisch gesehen positiv besetzt: als Ort intensiver Gotteserfahrung und nachhaltiger Umkehr.

Unsere derzeitige Situation der Verunsicherung als Christen ist Gnadenzeit, nicht Zeit des Unheils.

## In Freiheit sich für den Dienst an Gott und den Nächsten binden

Wohl ebenfalls irreversibel ist der erweiterte Freiheitsraum für den Einzelnen, der durchaus Ambivalenzen in unsere Pastoral hineinträgt. Das bedeutet, dass die

---

<sup>5</sup> Papst Johannes Paul II. hat in einer Rede vor dem Europäischen Parlament 1988 gesagt: „Der religiöse Integralismus, der keine Unterscheidung zwischen der Sphäre des Glaubens und jener des zivilen Lebens macht und in dieser Gestalt heute noch in anderen Gegenden der Welt praktiziert wird, ist unvereinbar mit dem europäischen Geist, so wie ihn die christliche Botschaft geprägt hat.“



Glaubensverkündigung und die Selbstdarstellung von Kirche in der Öffentlichkeit einem kritischen und auswählenden (und manchmal auch abwählenden) Votum der Menschen gegenüberstehen. So fragwürdig und beschwerlich diese Grundhaltung des Individualismus in unserer Gesellschaft ist, birgt sie aber auch eine Chance in sich, dass Glaubensentscheidungen nachhaltig getroffen und durchgetragen werden. Es ist weniger an religiöser „Dressur“ möglich. Wir leben in mancher Hinsicht religiös ehrlicher als vorangehende Generationen.

Vielleicht darf man auch den Zugewinn von Freiheit für den einzelnen Menschen als ein Zeichen der Zeit verstehen, an dem Verkündigung und Seelsorge anknüpfen können. Dass solche aus der Mitte des eigenen Ich getroffenen Entscheidungen seelsorglich gestützt und kirchlich vernetzt werden müssen, steht außer Frage. Aber zunächst einmal müssen wir davon ausgehen, dass „Bekehrungen“ nie bloße Übernahme vorgegebener Verhaltensmuster sind, sondern aus der Einsicht heraus erfolgen, durch das Christsein eine Weitung des eigenen Lebenshorizontes zu erfahren, gleichsam das eigene Leben in neuem, „österlichem“ Licht sehen zu können.

Ich stelle dies deshalb so ausführlich dar, weil ich überzeugt bin, dass wir als Seelsorger und als Kernschar der Christen in den Gemeinden die notwendigen pastoralen Freiräume nur gewinnen werden, wenn wir uns auf diese Realitäten einstellen. Es geht zunächst überhaupt nicht um eine Bewertung dieser ohne Zweifel in sich zwiespältigen Phänomene. Aber es wäre unrealistisch, sie im Blick auf die Bedingungen, unter denen Seelsorge heute zu geschehen hat, zu verdrängen.

Dies also mein zweiter Merkpunkt für unsere gemeinsame Überlegung: Unsere Kirche und die Seelsorge müssen sich innerlich und äußerlich einstellen auf

- eine geistig pluralistische Welt, in der das Christliche nicht von vornherein das Selbstverständliche ist,
- und auf einen erweiterten Freiheitsraum mit einer enormen Zunahme von Wahlmöglichkeiten, auch weltanschaulicher und religiöser Art.

Das verlangt eine Seelsorge, die auf die innere Evidenz des Evangeliums baut und die Menschen zur „Wahl“ herausfordert (vgl. die Überschrift des Briefes der französischen Bischöfe: „Proposer la foi“). Darum mein dritter Gedankengang:

### **Dritte Herausforderung: Neu die wichtigste Aufgabe der Kirche in den Blick nehmen, den Menschen das Evangelium anzubieten**

Es liegt eine innere Logik in der Tatsache, dass wir in den letzten Jahren zunehmend auf das Thema „Mission“ gestoßen wurden. Dieses Thema ist nun nicht einfach ein neues seelsorgliches Aufgabenfeld neben anderen. Es beansprucht angesichts der heutigen gesellschaftlichen und kulturellen Situation, in der die Kirche steht, eine grundlegendere Aufmerksamkeit.

Mein Wunsch wäre es, dass die missionarische Verkündigung an kirchen- und gottferne Menschen eine neue pastorale Priorität in der Seelsorge erhält, was durchaus die Sorge um den „Glutkern“ der Gemeinde und seiner Belange mit einschließt. Kirche lebt immer von Sammlung und Sendung. Eine Ortskirche, die sich ernsthaft darauf einzustellen beginnt, dass sich „Neueinsteiger“ und „Wiedereinsteiger“ aus diesem gesellschaftlichen, durch Pluralismus und Individualität geprägten Umfeld zu ihr Kontakt suchen, wird sich zwangsläufig in ihrer Pastoral und ihrer kirchlichen Selbstdarstellung ändern.

Zwei Beobachtungen am Rande:

Die innere „Müdigkeit“ mancher Priester in der Seelsorge beruht u. a. auf ihrer zwiespältigen Erfahrung mit der derzeitigen Praxis der Spendung der Sakramente. Wir müssen uns pastoral darauf einstellen, dass die Sakramentspendung vermutlich oft erst am Ende eines längeren Glaubensweges stehen kann. Das bedeutet dann aber, in Zukunft auch andere, den Glaubensweg begleitende „Zeichen“ (etwa alte und neue Sakramentalien) gewichtiger werden.

Eine zweite Beobachtung: Erfreulich sind oft Berichte von Priestern, die Taufbewerber oder getaufte „Neueinsteiger“ begleiten konnten. Solche Priester sind merkwürdigerweise in ihrem priesterlichen Selbstverständnis meist positiver, d. h. hoffnungsvoller gestimmt als andere. Das gilt sicher auch für die Gemeindemitglieder, die sich bewusst auf solche „Hinzukommenden“ einstellen und helfen, diese gut „zu empfangen“. Sie werden dabei oft im eigenen Glauben bestärkt.

Voraussetzung für solche „Zeugenschaft“ ist freilich: Wir müssen bereit sein, uns in Glaubensdingen ins eigene Herz schauen zu lassen. Ich möchte es so sagen: Es ist wohl ein hervorragender seelsorgliche Einfall des lieben Gottes, dass wir einander „Hebammendienste“ im Glauben leisten dürfen. Der Glaube entzündet sich und wächst dort, wo wir ihn teilen.

Darum als Anregung für unser Gespräch über die Zukunft von Kirche und Seelsorge diesen weiteren Satz:

- Die Seelsorge hat zwar das Ziel der Sammlung – aber um der Sendung willen!

An Hand dieses Grundsatzes ließe sich vieles, was derzeit noch in den Pfarrgemeinden geschieht, kritisch evaluieren.

#### **Vierte Herausforderung: In der Pfarrseelsorge eine neue Weite gewinnen**

Es bedarf heute unterschiedlicher Wege, eine neue Weite in der Pfarrpastoral zu gewinnen. Wir sind uns sicher darin einig: Seelsorge ist nicht allein Aufgabe der Hauptamtlichen in der Pastoral. Diese, speziell die Priester, haben natürlich ihre spezifischen Aufgaben. Doch die Weitung in die „Sendung“ hinein kann nur zusammen mit Frauen und Männern aus dem Bereich der Kerngemeinde heraus geleistet werden.

Dieter Emeis hat einmal die Formel geprägt: „Pfarrseelsorge nicht ersetzen, aber ergänzen“.<sup>6</sup> Vermutlich geht es sogar noch um mehr als nur um Ergänzung herkömmlicher Formen der Pfarrseelsorge. Ich verweise hier nur auf das kontroverse Gespräch, das sich besonders um die Äußerungen von Michael Ebertz einerseits (Aufbrechen der Pfarreimilieus) und Jürgen Werbick (Kirche muss in der Fläche präsent bleiben) entfacht hat (vgl. auch die Diskussion in „Lebendige Seelsorge“ 2004, Heft 1). Es geht um die Gewinnung einer neuen Weite, die das „Ackerfeld“ der Welt neu in den Blick nimmt.

Es bleibt wahr, was seinerzeit die Würzburger Synode (vom Vatikanum II und seinem Kirchenbild inspiriert) einforderte: Aus einer versorgten Gemeinde muss eine „mitsorgende“ Gemeinde werden.<sup>7</sup> Doch sehen wir heute sehr nüchtern, dass eben nicht jede kanonisch errichtete Pfarrei wirklich eine „mitsorgende Gemeinde“ werden will! Wir müssen uns immer wieder vor Augen halten: „Kirche ist nicht nur Gemeinde, so sehr die Kirche von Anfang an Gemeinde ist“ (K. Lehmann).<sup>8</sup> Zudem gilt es (etwa nach Karl Gabriel) zu differenzieren: Ein Kern in der Pfarrgemeinde trägt und gestaltet mit, ein (meist größerer) Teil lässt sich trotz aller „Appelle“ weiter versorgen (wobei zudem noch kritisch „ausgewählt“ wird!), andere (meist kleinere Gruppen) suchen ihnen „seelenverwandte“ Zirkel auf, wieder andere (ebenfalls meist wenige) leben oft sehr engagiert und überzeugend ihren Glauben als „Bewegungschristen“, für die die Pfarrgemeinde (leider!) meist keine größere Rolle spielt.<sup>9</sup>

Es ist unwahrscheinlich, dass alle in einem Territorium einer Pfarrei Lebenden wirklich „mitsorgende Gemeindeglieder“ werden. Von diesem Pastoralziel sollten wir uns entlasten. Hier wird zu viel unnötiger „pastoraler Schweiß“ vergossen! Doch müssen wir uns natürlich um lebendige Gemeindeglieder bemühen. Ohne um die Eucharistie versammelte (Kern)Gemeinden werden wir auch kaum der oben genannten Gruppe der „Auswahlchristen“ etwas vermitteln bzw. in die Gesellschaft hinein missionarisch präsent sein können. Im Bild: Es muss Öl in der Flasche sein, damit oben aus dem Flaschenhals etwas „herausduften“ kann!

---

<sup>6</sup> D. Emeis, Überlegungen zur Gemeinde im größeren pastoralen Raum (Manuskript).

<sup>7</sup> Vgl. den programmatisch gemeinten Satz aus dem Beschluss der Würzburger Synode „Dienste und Ämter“ 1.3.2: „Aus einer Gemeinde, die sich pastoral versorgen lässt, muss eine Gemeinde werden, die ihr Leben im gemeinsamen Dienst aller und in unübertragbarer Eigenverantwortung jedes Einzelnen gestaltet“.

<sup>8</sup> K. Lehmann, Gemeinde, in: Christlicher Glaube in moderner Gesellschaft (Bd. 29), Freiburg – Basel – Wien 1982, 45. Zu den überzogenen Erwartungen an „Gemeindekirche“ ebd. 41ff.

<sup>9</sup> Vgl. K. Gabriel, Christentum zwischen Tradition und Moderne (QD 141), Freiburg i. Br. 1992.

<sup>10</sup> Vgl. den Exkurs „Probleme rings um die neuen Seelsorgeeinheiten“ bei G. Greshake, Priester sein in dieser Zeit. Theologie – Pastorale Praxis – Spiritualität, Freiburg i. Br. – Basel – Wien 2000, 224-229.

Dennoch müssen wir uns darauf einstellen, dass heute der wirkliche Lebensraum eines katholischen Christen nicht mehr vornehmlich von der territorial bestimmten Pfarrgemeinde geprägt wird, wiewohl es hier zwischen und innerhalb unserer Diözesen Ungleichzeitigkeiten gibt.<sup>10</sup>

Ganz grob unterscheide ich in der Bundesrepublik etwa vier pastorale Regionen:

1. Die getaufte Diaspora des Nordens (etwa Schleswig-Holstein, Niedersachsen, Teile von Nordrhein-Westfalen)
2. Die ungetaufte Diaspora des Ostens (Neuen Bundesländer, aber auch schon manche Großstädte!)
3. Der konfessionell gemischte „Äquator“ (von Aachen bis Bamberg), wo Katholiken und Evangelische etwa gleichstark sind (heute meist je ein Drittel der Gesamtbevölkerung).
4. Die katholischen Mehrheitsgebiete im Süden und Westen, einschließlich des Münsterlandes und am Niederrhein.

Die Zukunft von Kirche und Seelsorge wird sich in diesen Großregionen unterschiedlich gestalten. Doch gilt wohl überall: Der katholische Christ muss sich darauf einstellen müssen, stärker als früher Gemeinde zu „suchen“. Das mag man bedauern, aber dies ist Ausdruck der heutigen gesellschaftlichen und geistigen Mobilität der Menschen.

Ich gehe davon aus, dass es in Zukunft größere Auffächerungen und unterschiedliche Ausprägungen von Gemeindetypen geben wird. Schon heute „teilen“ sich Pfarrgemeinden in Citybereichen der Großstädte bestimmte Spezialaufgaben bzw. „Angebote“ in der Pastoral, wodurch es über die Pfarrgrenzen hinweg zu Personenbewegungen kommt. Es ist auch interessant zu sehen, dass es durchaus nicht nur Lockerung traditioneller Bindungen an die „eigene“ Pfarrgemeinde gibt, sondern auch neue Bindungen an geistlich geprägte Orte, Ereignisse („events“), Gruppen und Initiativen, in denen manche ihr Christsein leben.

Diese offene Gestalt von Seelsorge birgt auch die Chance in sich, dass sich suchende Menschen, die sich zu einer Totalidentifikation mit Kirche im Augenblick nicht imstande sehen, dort „anhängen“ können, um dann zu sehen, ob sie später (etwa im Rahmen eines Katechumenats) den entscheidenden Schritt in die Kirche hinein wagen können. Unser heutiger Papst Benedikt schrieb einmal in einem seiner früheren Interview-Bücher im Blick auf die „Gottesfürchtigen“ im Judentum der neutestamentlichen Zeit: „Gerade mit der Verkleinerung der Christengemeinden, die wir erleben, werden wir nach ... Formen der Zuordnung, des Sich-an-Hängen-Könnens, der Offenheit Ausschau halten müssen“. Und er fügte hinzu: „Dieses Be-

wusstsein, nicht ein geschlossener Club, sondern immer aufs Ganze hin geöffnet zu sein, ist ein untrennbarer Bestandteil der Kirche.“<sup>11</sup>

Deshalb brauchen wir (an möglichst vielen Punkten, aber vermutlich nicht flächendeckend) um die Eucharistie gescharte Gemeinden, denn in solchen Gemeinden hält die Kirche ihren Anspruch aufrecht, ein „Lebensprogramm“ für alle und jeden bereitzuhalten.

Worin die „Weitung“ der Pfarrseelsorge konkret bestehen könnte, sollen im Folgenden einzelne Stichworte thesenartig andeuten. Ich nenne hier:

1. Weitung der Pfarrseelsorge in eine größere Region hinein, auch zum Zweck der Entlastung vor Ort. Dazu gehören alle Bemühungen um eine „Kooperation“ von Pfarreien, etwa in Gestalt von „Seelsorgeeinheiten“, von „Pfarrgemeinschaften“, von „Pfarrverbänden“, von Pfarreien inmitten eines Kranzes von „Filialgemeinden“ u. ä.;

2. Angebote unterschiedlicher „Glaubensorte“, in denen „Nachfragebedürfnisse“ der Getauften und Glaubenssympathisanten aufgenommen werden können (z.B. Häuser der Diözesen, Orden, Geistlichen Gemeinschaften u.ä.).

3. „Profilbildung“ in den Pfarreien einer überschaubaren Region mit Ausrichtung auf eine „Zentralkirche“ („Mini-Bischöfskirche“), deren Präsenz auf kleinere Pfarreien ausstrahlt und diese miteinander vernetzt.

4. Einbeziehung von anderen Trägern christlich-kirchlichen Lebens in Grundaufgaben von Seelsorge wie Ordenshäuser, geistliche Gemeinschaften, spirituelle Zentren, Vereine, Verbände, Krankenhäuser, Begegnungsstätten, Caritaseinrichtungen, Beratungseinrichtungen, kirchliche Schulen u. a. m.

5. Ausweitung der Initiativen, besondere herausragende Orte mit religiösem Angebotscharakter für eine „Kommunikationspastoral“ zu schaffen, so wie es im Kölner Domforum, in der Jugendkirche in Essen-Oberhausen, dem geplanten Kirchenzentrum in Frankfurt a. M. angedacht bzw. schon verwirklicht ist.

Was derzeit dringlich zu geschehen hat ist zweierlei:

1. Eine Überprüfung der „Eucharistieorte“ in einer Region. Dabei gilt die Grundüberlegung: Wie und wo kann durch eine hinreichende Anzahl Mitfeiernder eine festliche Eucharistie, die immer auch Darstellung von Kirche ist, gestaltet werden.

2. Notwendig ist ferner der „Rückbau“ mancher, etwa gerade noch vor Jahrzehnten gegründeter Gemeinden zugunsten größerer Pfarreinheiten. Diese werden dann ihrerseits „Pastoralstützpunkte“ bzw. Zwischenstrukturen brauchen, die sehr unterschiedlich aussehen werden (vgl. die *nouvelles paroisses* mit ihren *relais paroissiaux* in manchen französischen Bistümern). Die Diözese Sées in der Normandie beispielsweise hat ihre bisherigen 514 Pfarreien auf 37 Pfarreien reduziert! Das ist natürlich eine „pastorale Rosskur“!

---

<sup>11</sup> J. Ratzinger, Gott und die Welt. Glauben und Leben in unserer Zeit, München 2000, 380.

Ich plädiere übrigens - dies nur als kleine Zwischenbemerkung - bei der personellen Ausstattung dieser priesterlosen Stellen für katholische Ehepaare als „Bezugspersonen“, und zwar mit dem theologischen Hintergedanken, dass vielleicht im Ehesakrament auch so etwas grundgelegt ist wie ein Charisma der Leitung. Ich erinnere nur an das Ehepaar Aquila und Priszilla aus Apg 18. Man hätte dann zumindest an solchen priesterlosen Stellen eine „sakramentale“ Fundierung des „Leitungsdienstes“, was immer sich daraus auch später entwickeln mag.

Soweit meine kurze und beispielhafte Auflistung dessen, was ich unter Weitung der bisherigen Pfarreseelsorge verstehe. Man könnte zusammenfassend sagen: Es geht heute darum, eine neue Balance zwischen territorial orientierter Seelsorge und einer Pastoral in Lebensräumen zu gewinnen.

Zum Abschluss:

Mir ist bewusst, dass alle Bemühungen um eine Neuordnung unserer Gemeinden und die Sicherung der Seelsorge in der Gegenwart und nahen Zukunft nicht allein auf strukturellen, administrativen und organisatorischen Maßnahmen beruhen kann. Es braucht „eine Umkehr und Erneuerung aus der Mitte und Tiefe des Christseins heraus“<sup>12</sup>, bei unseren Gläubigen wie bei unseren Priestern und pastoralen Mitarbeitern, auch bei uns Bischöfen. Manches von dieser Spiritualität für „Zeiten des Übergangs“ ist in dem Schreiben der Pastoralkommission „Zeit zur Aussaat. Missionarisch Kirche sein“ (2000) angesprochen.

Wichtig ist das Wissen: Als Kirche gehen wir in jeder Zeit den Weg, den Gott selbst in Jesus Christus gegangen ist.

- Es ist der „inkarnatorische“ Weg, der sich nicht zur Welt in Gegensatz setzt, sondern diese annimmt und darin verwandelt.
- Es ist der Weg des „Mitleidens“, das nicht anklagt und verurteilt, sondern erträgt und mitträgt, was heute Menschen zugemutet ist.
- Es ist der Weg des geduldigen Dialogs, der den Mitmenschen in ihrer je eigenen Erfahrung zu Wort kommen lässt, ihnen zuhört und sie behutsam dabei begleitet, dieses ihr eigenes Leben auf die Wahrheit des Evangeliums hin zu weiten.
- Und es ist ein Weg des „Anbietens“ einer Wahrheit, die ihre Evidenz nicht in formaler Autorität hat, nicht einmal einer „religiösen“, sondern in der Erfahrung, dass der christliche Glaube in der Zerrissenheit der heutigen Welt Einheit mit sich selbst und „Stimmigkeit“ im Blick auf die ganze Wirklichkeit schenkt.

---

<sup>12</sup> W. Kasper, Der Leitungsdienst in der Gemeinde (= Arbeitshilfe 118, hrsg. vom Sekretariat der DBK, Bonn) 1994, 6.

Peter Wolf

WIE KANN KIRCHE IN DER HEUTIGEN KULTUR SEELE SEIN?  
ANNÄHERUNGEN AN EINE ZENTRALE PERSPEKTIVE IM KIRCHENBILD P.  
JOSEF KENTENICHS



Der Autor: Peter Wolf, geb. 1947, Priesterweihe in Freiburg 1973, Promotion in Exegese an der Universität in Freiburg 1974, Gründungsmitglied des Josef-Kentenich-Instituts (JKI) und des Internationalen Josef Kentenich-Instituts für Forschung und Lehre (IKF), seit 1993 Generalrektor des Schönstatt-Instituts Diözesanpriester

Am 8. Dezember 2005 waren es 40 Jahre, dass das Zweite Vatikanische Konzil mit einem feierlichen Gottesdienst auf dem Petersplatz zu Ende ging. Am gleichen Datum des Jahres 1965 hat Pater Josef Kentenich in bewusster Parallelität zu diesem Ereignis einen wegweisenden Vortrag<sup>1</sup> zur symbolischen Grundsteinlegung eines Schönstattheiligtums in Rom gehalten. Darin entwirft er die Vision einer erneuerten Kirche ganz aus dem Geist des Konzils und aus dem Charisma seiner Gründung. Eine der bewegtesten Perspektiven dieser erneuerten Kirche bringt er so ins Wort: „Das ist eine Kirche, die die Sendung hat, die Seele der heutigen und der kommenden Kultur und Welt zu werden.“ Ihm steht eine Kirche vor Augen, die nicht um sich selbst kreist und nur das eigene Überleben im Blick hat. Ihm schwebt eine Kirche vor, die von einer Sendung her lebt, die über sie hinaus geht. Er will eine Kirche, die ausstrahlt und beseelend wirkt für Kultur und Welt. Seine Formulierung ist inspiriert von einer Aussage der frühen Kirche, vom Geist des Urchristentums, wie er gern betont.

Im Diognetbrief, der die Präsenz und den Einfluss der Christen in der Gesellschaft des römischen Reiches rechtfertigen und positiv aufzeigen will, wird zunächst dargestellt, wie die Christen sich in nichts absetzen oder zurückziehen in eine eigene Welt und fremde Sitten. Der Schreiber des Diognetbriefes versucht es schließlich

---

<sup>1</sup> Pater Josef Kentenich, Vortrag zur symbolischen Grundsteinlegung für das Matri-Ecclesiae-Heiligtum,

mit einem Vergleich zu greifen und schreibt: „Um es einfach zu sagen: Das, was im Leib die Seele ist, das sind in der Welt die Christen.“<sup>2</sup> Das Konzil benutzt dieses Bild in seiner Kirchenkonstitution *Lumen Gentium*<sup>3</sup>, um die Wirkweise des Christentums in der Welt sichtbar zu machen.

Bei der letzten Jahrestagung des Josef-Kentenich-Instituts haben wir versucht, die Aussage des Gründers von der Kirche als Seele heutiger und kommender Kultur und Welt aufzuschließen und auf dem gegenwärtigen Hintergrund zu verstehen. Dabei war uns deutlich, dass wir nicht von einem enggeführten Kulturbegriff ausgehen dürfen, der zuerst die „schönen Künste“ im Blick hat, wie sie das Kulturdezernat einer Stadt für die Bürger bereithält. Mit „Kultur“ ist die ganze Weite menschlichen Schaffens und Kultivierens gemeint in der ursprünglichen Weite des lateinischen Wortes „colere“, das soviel meint wie hegen, pflegen, bebauen. Im Blick ist also das gesamte Feld menschlicher Kultur, wie sie auch in der Konstitution „Kirche in der Welt von heute“ besonders in Kapitel II behandelt wird.<sup>4</sup> Es lohnt sich, diese Darlegungen der Konzilsväter nach Jahren neu zu lesen und zu bedenken.

Gleichzeitig nehmen wir wahr, dass die Vielfalt und Eigenständigkeit verschiedener Kulturen in den letzten Jahrzehnten immer offensichtlicher und gleichzeitig unübersichtlicher geworden ist. Bei unserer Tagung haben wir versucht, die Herausforderung dieser Erfahrung in den Blick zu nehmen und Ansätze sichtbar zu machen, wie die Kirche im Sinn Josef Kentenichs „Seele heutiger und kommender Kultur und Welt“<sup>5</sup> werden kann. Das Feld ist so umfassend, dass wir uns nur in ersten Thesen annähern konnten.

## Kirche als Seele in der Herausforderung durch den Pluralismus

Die heutige Kultur ist geprägt von einem alles umfassenden Pluralismus. Pluralismus ist ein Kennzeichen unserer Zeit. Viele Weisen zu leben und viele Stile zu bauen oder sich künstlerisch auszudrücken existieren nebeneinander und behaupten sich gleichzeitig. Die Pluralität ist so prägend, dass sie einen „Pluralismus der Werte“ beansprucht und nicht selten eine „Gleich-Gültigkeit“ der Werte zur Folge hat. Mitten in dieser Erfahrung des Relativismus, der alles zu erfassen droht, meldet sich aber auch die Sehnsucht nach Freiheit und Wertschätzung der Person in der Gemeinschaft. Der einzelne Mensch will heute neu als Person angesprochen sein und in seiner Freiheit und Würde geachtet werden.

Die Kirche wird diese moderne, plurale und Freiheit liebende Kultur nur beseelen können, indem sie - stärker als bisher - die Freiheit der Person ernst nimmt und die Würde der menschlichen Person im Sinne des christlichen Menschenbildes betont.

---

<sup>2</sup> Migne PG 2, 1173sq. Übersetzung Joachim Söder.

<sup>3</sup> *Lumen Gentium* 38.

<sup>4</sup> *Gaudium et Spes* 53-62.

<sup>5</sup> Peter Wolf (Hrsg.), *Erneuerte Kirche in der Sicht Josef Kentenichs*, Vallendar-Schönstatt 2004, S.49.



Die Kirche sollte erlebt werden als Anwalt der Freiheit und der Würde des Menschen auf allen Ebenen. Dies konnte immer wieder erfahren werden im Auftreten und in vielen Stellungnahmen des verstorbenen Papstes Johannes Paul II. Er war ein Anwalt für die Freiheit der Menschen gegenüber dem Diktat des Kommunismus. Er wurde erlebt als ein Kämpfer und Verteidiger der Würde eines jeden Menschen. Er stand am Ende seines Lebens auch da für die Würde des kranken und alten Menschen.

Wenn wir darauf achten, wie Josef Kentenich das Anliegen der Freiheit und Würde der Person aufgegriffen und als Beitrag der Beseelung heutiger und künftiger Kultur eingebracht hat, wäre auf folgendes zu verweisen: Die Freiheit ist sein großes Thema von Anfang an und dieses Thema zieht sich durch sein ganzes Leben und Wirken. Er sieht darin ein Kennzeichen der neuesten Zeit, das er immer neu thematisiert und in seiner „Freiheitspädagogik“<sup>6</sup> bewusst umsetzt. Die Zeit seiner Gefangenschaft im KZ Dachau wertet er als eine „Hochschule der Freiheit“ und als „Kampf um die Freiheit“<sup>7</sup>. Er ist überzeugt, dass die Kirche in ihrer Verkündigung hinter dieses Anliegen des modernen Menschen nicht zurück kann. Eine Spiritualität oder Verkündigung, die dieses Anliegen des modernen Menschen nicht aufgreift und befördert, wird die Zukunft nicht prägen können. Es gilt die Freiheit des Menschen zu achten, weil Gott sie achtet. Maria ist in der Stunde der Verkündigung für ihn ein Beispiel, wie Gott ihre Freiheit ernst nimmt und durch den Engel ihre freie Zustimmung erfragt.

Immer wieder geht es Josef Kentenich um die Würde des freien Menschen. In seinen Exerzitien über das christliche Menschenbild und in der Konzeption vom Persönlichen Ideal leitet er immer mehr Menschen an, an sich zu arbeiten und eine innerlich freie und ganz an Gott verschenkte Persönlichkeit zu werden. Er setzt darauf, dass in dieser Weise geformte Persönlichkeiten die entscheidenden Träger des Apostolates der Kirche sein werden. Von ihnen wird ein beseelender Einfluss ausgehen auch in einer Zeit, wo der Kirche traditionelle Stützen und Einflussmöglichkeiten genommen sein werden. Er setzt darauf, dass solche Persönlichkeiten Evangelium und Kirche gegenwärtig setzen inmitten der Welt.

## Kirche als Seele in der Herausforderung der weltweiten Vernetzung und Kommunikation

Die uns heute umgebende Kultur ist geprägt von der Erfahrung immer stärkerer Vernetzung und fast grenzenloser Kommunikation. Die Kommunikationsmöglichkeiten haben durch die moderne Technik eine rapide Entwicklung genommen und völlig neue Dimensionen erreicht. Die Erfindung der neuen Medien und der rasante

---

<sup>6</sup> Vgl. Dorothea M. Schlickmann, Die Idee von der wahren Freiheit. Eine Studie zur Pädagogik Pater Josef Kentenichs, Vallendar-Schönstatt 1995.

<sup>7</sup> Josef Kentenich, Kampf um die wahre Freiheit, Priesterexerzitien 7.-10. 1.1946 (interne Veröffentlichung).

Ausbau eines weltweiten Kommunikationsnetzes verknüpfen täglich in immer noch größerem Ausmaß unsere moderne Welt. Für diese Erfahrung steht heute das Wort von der Globalisierung, die auf der einen Seite als Fortschritt, aber auf der anderen Seite auch sehr bedrohend erlebt wird. Die weltweite Vernetzung in der Kommunikation bringt gleichzeitig eine immer größere gegenseitige Abhängigkeit von Menschen und Völkern. Beides prägt die Erfahrung heutiger Kultur in einem bisher ungekannten Ausmaß. Daraus erwächst eine Gefährdung der modernen Kultur im Sinne der Vermassung, die inzwischen nicht mehr zu übersehen ist. Gerade aber diese moderne Kultur schier grenzenloser Kommunikation und Vernetzung braucht die Vision eines geistig-geistlichen Miteinanders und die Praxis einer gelebten *Communio*.<sup>8</sup>

In diesem Kontext wird eine Seite der Kirche immer bewusster wahrgenommen und erhält ein neues Gewicht: Die Kirche ist ein Raum exemplarischer Erfahrungen von Internationalität und vielfältig gewachsener Partnerschaft über Grenzen von Sprachen und Kulturen hinweg. Sie ist nicht erst heute die internationalste Größe auf dieser Welt. Kirche kennt ein vielfältiges Netz gelebter Zusammengehörigkeit und Solidarität, das aus dem Ernstnehmen ihrer ursprünglichen Sendung und des Evangeliums<sup>9</sup> gewachsen ist.

War bereits das Zweite Vatikanische Konzil eine große und viel beachtete Erfahrung der weltweiten Kommunikation der Kirche, so machte das Pontifikat des verstorbenen Papstes Johannes Paul II. über Jahre hinweg die Weltweite und Internationalität der Kirche sichtbar. Seine apostolischen Reisen in nahezu alle Regionen der Welt und die Weltjugendtage haben ein neues Bewusstsein von der Weltweite der Kirche geschaffen und in vielen Facetten erleben lassen. Seine ökumenischen Initiativen haben den Horizont und die Herausforderung einer weltweiten Einheit, ja eine die ganze „oikouménē“ (= die bewohnte Welt) umfassende Einheit im Blick gehabt. Seit Jahrzehnten haben die großen kirchlichen Hilfswerke wie *Missio*, *Misereor*, *Adveniat* und *Renovabis* auf völlig freiwilliger Basis vielfältige Zeugnisse gelebter Solidarität hervorgebracht. Aus dem Sammeln und Geben von Gaben und Spenden ist mehr und mehr eine gelebte Partnerschaft mit den jungen Kirchen anderer Kontinente entstanden.

Die Schönstatt-Bewegung in ihren internationalen Gemeinschaften ist ein Raum für die Einübung eines neuen Miteinanders. Machen die Erfahrungen der Multikultigesellschaft bisweilen Angst und führen zu Phänomenen der Abschottung und Isolation, kann im Miteinander einer geistlichen Gemeinschaft Internationalität als gegenseitige Bereicherung erfahren werden, in der wechselseitige Ergänzung und gegenseitige Bestärkung möglich wird. Nur so entsteht und wächst ein beseeltes Miteinander mit gemeinsamen Idealen und verbindenden Zielen.

---

<sup>8</sup> Zur Perspektive einer trinitarischen Welteinheit vgl. Josef Kentenich, Brief an A. Mennigen zum 20.8.1954, abgedruckt in: Josef Kentenich, *Im Bund mit dem Dreifaltigen. Ausgewählte Texte zum Gnadenjahr 2000*, Vallendar-Schönstatt 1999, S. 118-121.

<sup>9</sup> Vgl. Sendungsbefehl am Ende der Evangelien: Mk16,15; Mt 28,18-20; Lk 24,44-49.

Gegen die Gefährdung der Massengesellschaft setzt Josef Kentenich auf überschaubare und gegliederte Gemeinschaft, in der viel Eigeninitiative gefördert und ein familienhaftes Miteinander ermöglicht wird. Von Anfang an regt er die Bildung von Gruppen und Kursen an, die nicht einfach von außen oder oben gesteuert werden, sondern eigenes Leben und eigene Gemeinschaftsideale entwickeln. Immer wieder geht es um eine föderale Struktur, die gegen alle Gefährdung einer Massengesellschaft dem Leben und der Freiheit dienen möchte. Immer wieder spricht er über die Zielvorstellung einer „vollkommenen Gemeinschaft auf Grund vollkommener Persönlichkeiten“.

### Kirche als Seele der heutigen Kultur, die gleichzeitig Phänomene radikaler Säkularisierung und diffuser Religiosität zeigt

Die moderne Kultur zeigt Tendenzen zu einer rein diesseitigen Auffassung von Welt und Kultur. Es gibt massive Verdikte gegen jeden Glauben an Gott und gegen jeden Einfluss von Kirche und Religion auf Staat und Gesellschaft. In bestimmten Bereichen der Gesellschaft gibt es ausgesprochen und unausgesprochen die Festlegung und Ausgrenzung „gottfreier Zonen“, wo es geradezu unanständig und peinlich ist, von Gott zu sprechen oder sich als Christ und Kirchgänger zu outen. Gleichzeitig und geradezu gegenläufig zeigen sich Phänomene vielgestaltiger Religiosität bis hin zu diffusen religiösen Praktiken, die man in der modernen Gesellschaft nicht mehr für möglich gehalten hätte. Gegenüber praktizierter Gottlosigkeit und gegenüber dem Auftreten neuer diffuser Religiosität in unserer Kultur braucht es das gelebte Zeugnis der Evangelisierung.

In diesem Sinn ist in der Folgezeit des Zweiten Vatikanischen Konzils das Programm und Anliegen der Evangelisierung entstanden. Paul VI. hat es in seiner Enzyklika „Evangelii nuntiandi“ (8.12.1975) im Anschluss an die dritte römische Bischofssynode programmatisch ausformuliert und als dringliche Aufgabe der Kirche vorgestellt. Er hat zehn verschiedene Schritte der Evangelisierung benannt und eingeladen, diese dringliche Aufgabe unter dem Schutz der Gottesmutter, dem Stern der Evangelisierung, anzugehen. Daran anknüpfend und auf die Situation der Entchristlichung ganzer Länder und Regionen angewendet hat Johannes Paul II. oft von „Neuevangelisierung“ gesprochen. In dieser Richtung hat der verstorbene Papst wiederholt große Erwartungen an den Einsatz der neuen kirchlichen Bewegungen geäußert. Das Programm der Evangelisierung schließt in sich, der Sehnsucht nach Gott auch eine am Evangelium orientierte authentische Antwort zu geben. Im Blick auf die Situation des Glaubens in unserem Land hat der Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz Kardinal Lehmann signalisiert: „Es ist Zeit an Gott zu denken.“<sup>10</sup> Damit trifft er sowohl die „Verdrängung Gottes“ in weiten Bereichen unserer Gesellschaft als auch die neue diffuse religiöse Sehnsucht.

---

<sup>10</sup> Karl Lehmann, Es ist Zeit an Gott zu denken, Freiburg-Basel-Wien 2000.

Was in der Entstehung Schönstatts an apostolischem Elan geweckt und im „Apostolischen Bund“ lebendig wurde, ist heute im Programm der Evangelisierung fortzuschreiben und fortzusetzen. Im Sinne der Evangelisierung bzw. Neuevangelisierung gilt es, alle apostolischen Kräfte zu bündeln – bis hin zur Verwirklichung der Idee Pallottis vom Weltapostolatsverband, die Pater Kentenich aufgegriffen und weiterentwickelt hat. Spätestens durch das Konzil ist klar, dass das Apostolat Sendung der ganzen Kirche ist und dass unsere heutige Zeit nach dem apostolischen Einsatz der Laien<sup>11</sup> verlangt.

In seiner geistlichen Begleitung und Schulung hat Josef Kentenich darauf geachtet, dass Glaube und Leben sich verbinden. Er hat eine Spiritualität vermittelt und vorgelebt, die ganz auf das Zusammenspiel von Natur und Übernatur achtet und so vermieden, dass Religion als Sonderwelt und Sonderkultur erfahren wird. Werktagsheiligkeit<sup>12</sup> mit dem starken Bemühen um eine Harmonie von Natur und Gnade und Werkzeugsfrömmigkeit<sup>13</sup>, wie er sie lehrte und praktizierte, zielen auf einen gelebten Einsatz mitten in der Welt und Kultur. Gern bezeichnete er den praktischen Vorsehungsglauben als seine Weltanschauung, die er Schönstatt mit auf den Weg gegeben hat. Die „Spurensuche“<sup>14</sup>, wie sie in der Schönstattfamilie derzeit in vielen Gruppen gelebt und weitergegeben wird, ist ein aktueller Beitrag zu einer integrierten Sicht von Glaube und Welt. Wo so gedacht und gelebt wird, eröffnen sich immer neue Felder, wo das Engagement Einzelner und der Bewegung beseelend wirkt. So kann es beginnen, dass die Kirche aufs neue Seele der Kultur und Welt wird.

---

<sup>11</sup> Vgl. Dekret über das Laienapostolat: *Apostolicam Actuositatem*.

<sup>12</sup> M. A. Nailis, *Werktagsheiligkeit*. Ein Beitrag zur religiösen Formung des Alltags, Vallendar-Schönstatt 1974.

<sup>13</sup> Pater Josef Kentenich, *Marianische Werkzeugsfrömmigkeit*, Vallendar-Schönstatt 1974.

<sup>14</sup> Hubertus Brantzen, *Brannte uns nicht das Herz? Eine Einführung in den geistlichen Weg der Spurensuche*, Vallendar 2003.

Marianne Schuber

„MIT EINEM HEILIGEN RUF HAT ER UNS GERUFEN“ (2 TIM 1,9)  
GERTRAUD VON BULLION UND EDITH STEIN AUF IHREM WEG DES  
GLAUBENS



Die Autorin: Marianne Schuber, geb. 1933 in Augsburg, Leiterin einer Realschule für Sehbehinderte, nebenamtlich Studium der Politikwissenschaften und Promotion (München 1985), seit 1995 im Ruhestand.

Unlängst war von dem bekannten Satiriker Harald Schmidt ein erstaunlicher Ausspruch zu hören. Er sagte: „Weil ich katholisch bin, empfinde ich das Leben hier als Durchgangsstation.“ Das Leben - eine Durchgangsstation? Für Edith Stein und Gertraud von Bullion war dieses Leben hier auf Erden gewiss nur eine Durchgangsstation, die Gaskammer in Auschwitz und das Krankenlager in Isny die letzte Station vor dem großen Ziel ihres Lebens, der Vereinigung mit Gott.

Wer sich mit den Lebensdaten von Edith Stein und Gertraud von Bullion beschäftigt, dem können gewisse äußere Ähnlichkeiten nicht entgehen. Beide wurden im Jahre 1891 im zweiten deutschen Kaiserreich geboren. Otto von Bismarck war 1871 die Einigung Deutschlands gelungen. Edith Stein begrüßte sicher die Reichsgründung – weil mit dem Edikt vom 16.04.1871 die Gleichberechtigung der Juden nun gesetzlich verankert war. Auch Gertraud von Bullion, die Offizierstochter, erfüllte sie mit Stolz, was sich aus späteren Äußerungen entnehmen lässt.

Beide Frauen wuchsen im Kreise einer großen Familie auf. Beide besuchten eine Höhere Lehranstalt.

Beim Ausbruch des Ersten Weltkriegs meldeten sich beide aus ihrer patriotischen Haltung heraus freiwillig zum Lazarettendienst und taten Dienst an der Front: Edith Stein fünf Monate in einem Seuchenlazarett an der Ostfront, Gertraud von Bullion zuerst an der Ostfront und von September 1915 bis zum Kriegsende an der Westfront in verschiedenen Lazaretten.

Beide Frauen strebten den Ordensberuf an. Edith Stein erreichte dieses Ziel mit über 40 Jahren, Gertraud von Bullion wurde zwar nicht, wie angestrebt, Missionschwester; sie blieb in Deutschland und entschied sich für ein Leben der Nachfolge

Christi mitten in der Welt, für ein Gott verschenktes Leben in der Schönstattgemeinschaft des Apostolischen Bundes.

Beide Frauen starben früh vollendet: Edith Stein mit 50, Gertraud von Bullion mit 38 Jahren.

Das sind aber nur einige äußere Gemeinsamkeiten. Wenn wir tiefer in das Leben dieser beiden Frauen eindringen, werden wir auf viel bedeutendere innere Gemeinsamkeiten stoßen.

Edith Stein wurde in Breslau geboren, der Hauptstadt Schlesiens. In der ursprünglich slawischen Siedlung ließen sich im Mittelalter viele Deutsche nieder. Unter der langen Herrschaft der Habsburger erhielt die Stadt eine deutsche Ausprägung. 1740 wurde Schlesien von Friedrich dem Großen dem Reich der Habsburger abgerungen und dem preußischen Staat einverleibt.

Schon zur Zeit der Habsburger hatten die Jesuiten in Breslau eine Universität gegründet, aus der dann 1810 die berühmte „Friedrich-Wilhelm-Universität“ hervorging, an der die Jüdin Edith Stein studierte.

Der Anteil der jüdischen Bevölkerung in Breslau war verhältnismäßig groß: um 1900 betrug er 5 %, bei einer Bevölkerungszahl von 400.000 Einwohnern also ca. 20.000. Es gab mehrere Synagogen und Friedhöfe. Die Geschichte der Juden in Breslau reicht weit zurück. Ein alter jüdischer Grabstein trägt die Jahreszahl 1203. Meist war es ein friedliches Miteinander von Christen und Juden. Aber leider gab es auch Zeiten, in denen die jüdischen Bewohner von Breslau Verfolgungen ausgesetzt waren. Ein Beispiel hierfür: Im Jahre 1453 wurden 41 Juden wegen angeblicher Hostienschändung verbrannt.

Als Edith Stein im Jahre 1933 den Entschluss gefasst hatte, in den Karmelorden einzutreten, versuchte der Mann von Ediths Schwester Erna, Hans Biberstein, seine Schwägerin von diesem Schritt abzuhalten. Mit geradezu beschwörenden Worten stellte er Edith die Frage, ob sie denn vergessen habe, was die Christen den Juden in Breslau einst angetan hätten. Mit großer Bitterkeit bemerkte er, dass er jedes Mal, wenn er den Blücherplatz überquere, an den Gestank von brennendem Fleisch seiner jüdischen Glaubensgenossen erinnert werde.

Die Reformen Hardenbergs hatten zur Folge, dass den Juden in Preußen 1812 die Bürgerrechte gewährt wurden. Von der Beamten- und Militärlaufbahn blieben sie jedoch weiterhin ausgeschlossen. Im Zweiten Deutschen Kaiserreich verbesserte sich ihre Lage weiterhin. Viele Juden versuchten sich zu assimilieren. Sie wollten Deutsche sein so wie alle anderen. Nicht wenige gaben den Glauben ihrer Väter auf oder sie praktizierten ihn nicht mehr. Manche traten auch zum Christentum über, meist zum Protestantismus. Trotzdem hielt sich im Deutschen Kaiserreich hartnäckig ein gewisser Antisemitismus. So sagte z.B. der damals hochangesehene Historiker Heinrich von Treitschke: „Die Juden sind unser Unglück“.

Edith Stein wurde 1891 in eine große jüdische Familie in Breslau hineingeboren. Die Eltern waren Siegfried und Auguste Stein. Edith war das jüngste Kind in einer großen Kinderschar: elf Kinder, von denen sieben am Leben blieben. Der Vater war Holzhändler. Er starb, als Edith eindreiviertel Jahre alt war. Die Mutter übernahm das verschuldete Geschäft und brachte es durch ihren unermüdlichen Einsatz dahin, dass bescheidener Wohlstand in der Familie einkehrte. Ihren beiden jüngsten Töchtern Erna und Edith ermöglichte sie das Universitätsstudium. Erna wurde Frauenärztin, und Edith entschied sich im Jahre 1911 für das Studium von Geschichte, Germanistik, Psychologie und Philosophie. Ihr großes Interesse galt der Geschichte und der deutschen Literatur. Auch für Politik interessierte sie sich sehr, für die volle Gleichberechtigung von Mann und Frau trat sie vehement ein und ebenso für das Frauenstimmrecht. Sie war Mitglied in verschiedenen Hochschulvereinigungen, so etwa im Studentinnenverein und im Preußischen Verein für Frauenstimmrecht.

1913 wechselte Edith Stein an die Universität Göttingen. Das Studium der Psychologie gab sie auf; es war ihr zu wenig wissenschaftlich. Die Philosophie stand von nun an im Mittelpunkt ihres Interesses. Professor Husserl lehrte in Göttingen die Phänomenologie. Diese neue Wissenschaft bemühte sich um eine objektive Schau der Dinge, der Phänomene. Es gehe darum, von der Erfahrung der Wirklichkeit zu einem Bewusstsein dieser Wirklichkeit und damit zu einer richtigen Erkenntnis zu gelangen. Edith Stein war gefesselt von dieser Vorgehensweise. Nun zählten aber auch die religiösen Wirklichkeiten zu den Phänomenen und konnten nicht einfach ausgeklammert und ignoriert werden. Edith Stein, die mit 14 Jahren aufgehört hatte, den jüdischen Glauben zu praktizieren – in der großen Familie Stein war nur die Mutter gläubige Jüdin – musste ihnen begegnen. Zudem lernte sie Max Scheler kennen, einen Phänomenologen, der zum katholischen Glauben konvertiert war und mit beredten Worten z.B. die Schönheit und Erhabenheit der katholischen Liturgie pries.

Im Januar 1915 bestand Edith Stein das Staatsexamen mit Auszeichnung.

Im selben Jahr treffen wir sie bei einem freiwilligen Lazarettendienst in Mähren an. Als das Lazarett aufgelöst wurde, kehrte sie im September 1915 nach Breslau zurück. Sie arbeitete an ihrer Dissertation „Zum Problem der Einfühlung“ und übernahm 1916 die Vertretung für einen erkrankten Lehrer an der Viktoriaschule, der Schule, die sie einst als Schülerin selbst besucht hatte.

Im August 1916 wurde sie an der Universität Freiburg, an die ihr Doktorvater Husserl übergewechselt war, mit „Summa cum laude“ zum Dr. phil. promoviert.

Die folgenden zwei Jahre verbrachte Edith Stein in Freiburg als wissenschaftliche Assistentin von Edmund Husserl. Bloße Assistententätigkeit konnte sie jedoch auf die Dauer nicht befriedigen. Ihr Ziel war es, sich selber an der Universität zu habilitieren, und so arbeitete sie an ihrer Habilitationsschrift. Doch alle Habilitations-

bemühungen scheiterten. Die Barrieren waren zu hoch. Sie war eine Frau und dazu noch Jüdin.

Fassen wir zusammen:

Wir haben in Edith Stein eine hochbegabte junge Frau jüdischer Abstammung vor uns, die ihr Universitätsstudium sehr erfolgreich abgeschlossen hat. Alle Bemühungen, die Universitätslaufbahn selbst zu beschreiten, scheiterten jedoch. Sie musste nun hinsichtlich der Gestaltung ihres weiteren Lebensweges Entscheidungen treffen.

Gertraud von Bullion wuchs ebenfalls in einer kinderreichen Familie auf. Ihr Vater, Arthur Graf von Bullion, war Offizier. Er stammte von einem alten französischen Adelsgeschlecht ab. Julius Graf von Bullion, der Bruder von Graf Arthur, verfasste im Jahre 1922 eine Familiengeschichte als Geburtstagsgeschenk für den Senior der Familie. In langjähriger Quellenforschung wies er nach, dass das Geschlecht derer von Bullion einst in der Auvergne, im Departement Puy de Dome, beheimatet war.

Die ersten namentlich Genannten sind zwei Brüder: Testard und Gerard de Bulhon (1060). Das Geschlecht der Grafen von Bulhon teilte sich früh auf in einen Zweig der Auvergne und in einen burgundischen Zweig.

Der erstere erlosch mit der Französischen Revolution; ein Mitglied des burgundischen Zweiges hattete 1809 Zuflucht im Königreich Württemberg gesucht. Guy Heinrich Joseph Albert Arthur Graf von Bullion wurde am 19.7.1852 in Zwiefalten in Württemberg geboren. Er durchlief die Laufbahn eines Offiziers. Am 18.12.1895 treffen wir ihn als „Hauptmann im Stabe des kgl. Feld-Artillerieregiments König" in Augsburg an. 1905 wurde er hier zum Oberstleutnant z. D. und Bezirkskommandeur" befördert. Augsburg war seit 1806 Garnisonsstadt.

Arthur Graf von Bullion war mit Maria Theresia Hubertine Startz, der Tochter eines Weingroßhändlers aus Aachen in der Rheinprovinz Preußen, verheiratet.

Mit seiner Frau, zwei Söhnen und drei Töchtern bezog Graf Arthur von Bullion im Jahre 1897 eine große Wohnung im so genannten Kellerhaus am heutigen Hohen Weg Nr. 8 in Augsburg.

Die Tochter Maria Wilhelmine Johanna Gertraud war als viertes von sechs Kindern am 11. 9. 1891 in Würzburg zur Welt gekommen. Sie besuchte von 1897 bis 1906 die Höhere Mädchenschule der Englischen Fräulein in Augsburg. Diese lag in der Nähe der elterlichen Wohnung. Anschließend schickten die Eltern sie zur Abrundung ihrer Bildung auf drei ausländische Internate: das „Sacré-Coeur" in Riedenburg bei Bregenz, danach ins „Sacré-Coeur Fontaine l'Eveque" in Belgien und anschließend nach England zum „Convent of Sacred Heart" in Leamington.

Hier erhielt das junge Mädchen sozusagen den letzten Schliff. Gertraud wusste nun, wie sich eine gebildete „höhere Tochter" zu benehmen hat, sie sprach und kor-



respondierte in Französisch, lernte die englische Sprache, spielte Klavier, konnte sehr schön singen – ihr glockenreiner Sopran wird mehrmals lobend erwähnt – spielte Theater, konnte zeichnen und malen; und natürlich beherrschte sie auch verschiedene Handarbeitstechniken.

Im Jahre 1909 ins Elternhaus zurückgekehrt, wurde sie nun in die Gesellschaft eingeführt. Der Vater hielt Ausschau nach einem geeigneten Mann für die groß gewachsene, hübsche und gebildete Tochter. Und bald stellten sich auch Bewerber ein. Gertraud aber zeigte sich dem Wunsche des Vaters abgeneigt. Sie wollte Missionsschwester werden. Diesem Wunsch der Tochter stand der Vater jedoch ablehnend gegenüber. Graf Arthur war zwar katholisch, aber er praktizierte seinen Glauben nicht. Er hatte eine völlig andere Vorstellung hinsichtlich der Zukunft seiner Tochter. Auch eine Berufsausbildung, etwa auf musikalischer Ebene, die Gertraud erwogen hatte, kam für den Grafen allem Anschein nach nicht in Frage. Die beiden Schwestern Irma und Hedwig zeigten sich da gefügiger. Irma heiratete 1913 den Leutnant Alfred Jodl; die jüngere Schwester Hedwig, der Gertraud in tiefer geschwisterlicher Liebe ihr ganzes Leben lang verbunden war, ehelichte im Jahre 1914 den 22 Jahre älteren Freiherrn von Lupin.

So blieb Gertraud bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges zuhause in Augsburg, in der elterlichen Wohnung in der Nähe des Domes.

Die Erziehung bei den Englischen Fräulein schien Gertraud in religiöser Hinsicht tief geprägt zu haben.

Besonders groß war wohl der Einfluss ihres Religionslehrers Anton Hauser.

Hauser, geb. 1840, war von 1868 bis zu seinem Tode 1913 als Religionslehrer bei den Englischen Fräulein in Augsburg tätig. Auf seine Initiative hin entstanden in Augsburg und Haunstetten zwei „Christlich-soziale Arbeitervereine“. Mit großer Sorge verfolgte er das Anwachsen der Sozialdemokratie mit ihren vermeintlich „gefährlichen Lehren“. Den Zweck von katholischen Arbeitervereinen sah er in wirtschaftlicher Unterstützung der Arbeiter durch Kranken- und Sterbekassen, in religiös-sittlicher Unterweisung und in einer guten Zusammenarbeit mit den Arbeitgebern. Hauser war Begründer des „Katholischen Arbeitervereins“ der Diözese Augsburg und von 1896 bis 1908 dessen Präses.

Die Jahre 1909 bis 1914 verbrachte Gertraud zu Hause. In dieser Zeit sehen wir sie jeden Morgen in der Frühmesse bei den Kapuzinern von St. Sebastian. In England hatte sie sich angewöhnt, jeden Tag zur heiligen Kommunion zu gehen. Hier war sie auch Mitglied der „Marianischen Kongregation“ geworden: Sie wählte sich nur ein einziges Wort als Wahlspruch: „Serviam“ – die Königsdivise. „Dienen will ich“.

Einmal äußerte sie sich dahingehend, dass es eine individualistisch und eine sozial gefärbte Frömmigkeit gebe, und sie stellte fest: „Unsere muss sozial geprägt

sein“. In St. Sebastian in Augsburg schloss sie, die adlige Grafentochter, sich einer Kongregation an, die sich überwiegend aus Dienstmädchen und Arbeiterinnen zusammensetzte. Dürfen wir in ihrem Wahlspruch und ihrem Anschluss an eine Kongregation von jungen Frauen, die nicht Mitglied ihres Standes sind, vielleicht noch den Einfluss von Anton Hauser sehen?

Auch der Rat ihres Beichtvaters, des Kapuzinerpaters Facundus Bilz, sollte nicht außer Acht gelassen werden.

P. Facundus war 1878 in München geboren. Er besuchte dort ein Gymnasium und trat danach in den Kapuzinerorden ein. Von 1908 bis 1911 wirkt er im Kapuzinerkloster St. Sebastian in Augsburg. Sein Aufgabengebiet könnte man mit „Großstadtseelsorge“ umschreiben. Wenn Gertraud jeden Morgen zur Frühmesse nach St. Sebastian ging, wurde sie manchmal von der langjährigen Haushälterin der Familie, Fräulein Betz aus Regensburg, begleitet. Diese berichtet, dass sie und Gertraud Pater Facundus oft als den „guten Schnee“ bezeichneten, weil er so rein wie Schnee gewesen sei und die Gottesnähe dieses frommen Priesters spürbar war.

Die beiden Frauen hatten auch die Erlaubnis erhalten, den Antonius- und den Muttergottesaltar in St. Sebastian zu schmücken, eine Aufgabe, die Gertraud bei ihrer großen Liebe zu den Blumen voller Freude übernahm. In der Kongregation in St. Sebastian arbeitete sie sehr aktiv mit.

Warum Gertraud fünf wertvolle Jugendjahre zuhause verbrachte wissen wir nicht. Möglicherweise fehlte für die angestrebte Berufsausbildung das Geld. Die Offiziersausbildung der beiden Söhne war kostspielig und wahrscheinlich verursachten auch die Beschaffung der Aussteuer und das Ausrichten der Hochzeiten der beiden Töchter Irma und Hedwig erhebliche Kosten. Vielleicht sah sich Gertraud vor die Notwendigkeit gestellt, der kränkelnden Mutter zur Hand zu gehen. Den Gedanken an ein Ordensleben in der Mission hatte sie jedenfalls nicht aufgegeben, sondern nur aufgeschoben, wie wir aus späteren Äußerungen wissen.

Als im August 1914 der Erste Weltkrieg ausbrach, wollte die Offizierstochter auch ihren Dienst für das Vaterland leisten. Die beiden Brüder und Onkel Julius standen als Offiziere im Feld; der Vater nahm nicht mehr aktiv am Kriegsgeschehen teil. Gertraud unterzog sich zunächst in Augsburg der Ausbildung zur Pflegeschwester. 1915 treffen wir sie zuerst beim Bahnhofsdienst in Ulm und Augsburg an; dann begleitete sie Lazarettzüge von der Ostfront. Sie sah die ersten Kreuze für die gefallenen deutschen Soldaten errichtet, und sprach von deren „selbstlosem Heldentum“. Vom September 1915 bis Kriegsende im November 1918 tat sie dann Dienst in verschiedenen Lazaretten an der Westfront.

Wie schwer dieser Lazarettendienst war, davon können wir uns heute kaum mehr eine Vorstellung machen. Die Verwundeten kamen oft direkt vom Verbandplatz in das Lazarett. Hören wir Gertraud selbst. Sie ist noch nicht mal zwei Wochen im Lazarett in Cambrai:

„Als ich mit noch einer Schwester am 25. (Sept. 1915) abends 9 Uhr heim ins Quartier gehen wollte, wurde eben ein Transport von ca. 100 bis 200 Verwundeten gemeldet. Niemand war da, sie in Empfang zu nehmen. Rasch entschlossen stellten wir uns zur Verfügung. Wir hatten gut daran getan. Gegen 110 Mann kamen in der Zeit zwischen 11 und 12 Uhr, aber in welchem Zustand, durchnässt, von oben bis unten voll Lehm, durchblutet, größtenteils nur mit Notverbänden. Ach, und wie dankbar waren die Leute für den kleinsten Griff, die kleinste Hilfe. Soweit es möglich war, wuschen wir die Armen, gaben allen zu essen und zu trinken, verbanden die schlimmsten und legten sie, solange wir noch Betten hatten, in Betten, dann auf Strohsäcke und Decken auf den Boden. Es war das erste Mal, dass wir die Verwundeten direkt vom Verbandplatz bekamen, und noch heute sind mir diese traurigen Gestalten und der Geruch der frischen Wunden gegenwärtig.“ Zeitweilig übertrug man ihr auch die Betreuung erblindeter oder auch nervenkranker Soldaten. Hier bedurfte es eines großen Einfühlungsvermögens. Neun Monate versah sie den gefürchteten Dienst in der Wäschekammer, vielleicht liegt hier auch der Keim zu ihrer späteren Krankheit.

Neben der Sorge für die Verwundeten lag ihr ganz besonders deren seelisches Heil am Herzen. So half sie dem Feldgeistlichen bei der Vorbereitung und Gestaltung der Gottesdienste, richtete im jeweiligen Lazarett mit Freuden eine kleine Kapelle ein, wenn dies möglich war und organisierte einen Schwesternchor. Manchmal schlossen sich auch verwundete Soldaten und Sanitäter diesem Chor an. Auf diese Weise kam sie mit Frater Salzhuber in Kontakt und auch mit Nikolaus Lauer, einem späteren Schönstattpriester, Schriftsteller und Redakteur der Speyerer Kirchenzeitung, dem sie zeitlebens verbunden blieb. Er kannte auch Edith Stein gut; er war Religionslehrer am Magdalengymnasium in Speyer und somit ihr Kollege.

Von diesen Männern hörte Gertraud von Bullion zum ersten Mal von Pater Kentenich und dem Gründungsereignis von Schönstatt und seiner Idee der religiös-sittlichen Erneuerung.

Vier Jahre sind lang; aber Gertraud hielt durch; schließlich war sie ja eine Offizierstochter.

„Ehrfurcht vor Gott, gläubiger Sinn, ernste Lebensauffassung, Liebe zum Vaterland und zur Volksgemeinschaft“, solche Eigenschaften erwartete beispielsweise Generalleutnant Danner bei einer Jubiläumsansprache anlässlich eines Augsburger Garnisonstages von der deutschen Jugend. Gertraud wies diese erwünschten Eigenschaften in einem reichen Maße auf.

Nach Kriegsende kehrte Gertraud in das Elternhaus zurück. Die Nachkriegszeit brachte große Schwierigkeiten für die Grafenfamilie Bullion. Die Mutter war bereits 1916 gestorben. Die beiden Brüder hatten ihren Dienst quittiert. Der ältere Bruder Gottfried lag krank darnieder; er hatte sich im Feld ein Lungenleiden geholt. Ger-

traud pflegte ihn und später den leidenden Vater zusammen mit der getreuen Haushälterin Betz.

Mit dem Ende des Ersten Weltkrieges war die alte ständische Ordnung dahin. In Bayern rief im November 1918 Kurt Eisner den „Freien Volksstaat Bayern“ aus. König Ludwig III. musste fliehen. Bayern war Republik geworden. An der Spitze des Staates stand nun ein „Arbeiter- und Soldatenrat“. Kurt Eisner wurde im Februar 1919 erschossen. Daraufhin brach vielerorts das Chaos aus - so auch in Augsburg.

Der damalige Bischof Maximilian von Lingg – er war Bischof in Augsburg von 1902 bis 1930; Gertraud wurde von ihm gefürchtet – musste um sein Leben fürchten. Die Ermordung von Kurt Eisner sollte an ihm gerächt werden. Der Pöbel erstürmte das Bischofspalais und suchte den Bischof zu ergreifen. Dieser konnte der brutalen Gewalt nur dadurch entkommen, indem er in der Kleidung seines Schwagers durch eine Hintertür das Bischofspalais verließ und zunächst Zuflucht im Augsburger Vincentinum und später in St. Ottilien suchte. Die Wohnung der Familie von Bullion befand sich in allernächster Nähe. Gertraud hat sicher die grölenden Plünderer gesehen, die sich gewaltsam Zugang zum Bischofspalais verschafften und den Bischof an der nächsten Laterne aufknüpfen wollten.

Bischof von Lingg hatte im November 1918 ein Wort der Weisung erlassen, in dem Sätze wie diese zu lesen waren: „Niemand kann im Ernste von uns verlangen, dass wir das Neue, auf dessen Boden wir uns um des Vaterlandes willen stellen, auch mit dem Herzen begrüßen.“

Mit dem Herzen begrüßen konnte die Familie Bullion die Weimarer Republik wohl nicht, auch Gertraud nicht. In einem Brief vom 5. Dezember 1919 an Lauer schrieb sie: „Wissen Sie, dass sich auch in München eine bayerische Königspartei gebildet hat, die hauptsächlich ihre Mitglieder in Franken und auf dem Land gesammelt hat? Ich fürchte, es ist zu früh, so sehr ich mich freuen möchte.“

Julius Graf von Bullion schrieb im Vorwort seiner Familiengeschichte: „Wiewohl der Adel im Staate keinen bevorzugten Stand mehr bildet, seine früheren Vorrechte längst verloren hat und ihm vielfach sogar die Führung des ererbten und berechtigten Adelstitels untersagt ist, so kann sich ein adeliges Geschlecht doch auch fernerhin in Ansehen und Ehren erhalten, wenn es durch Betätigung wahrhaft adeliger Gesinnung, durch Rechtschaffenheit und Bildung den anderen Ständen voranleuchtet im Dienste für die Allgemeinheit und den Staat.“

Die Standesvorrechte waren dahin, und auch die finanzielle Situation der Familie Bullion schien in den Nachkriegsjahren mit der Wertlosigkeit von Kriegsanleihen und der Inflation prekär geworden zu sein. Wie sehr hatten sich doch die Zeiten geändert! Lassen wir einen Zeitzeugen, den Dichter Peter Dörfler, zu Wort kommen. Im Kloster St. Ottilien hielt er 1928 eine Predigt anlässlich des Silberjubiläums seines Weihejahrgang vom Jahr 1903: „Nicht dass wir der Vergänglichkeit Zeugen sein durften war das Eigene unserer Tage, sondern wir sind Zeugen einer Zeitenwende, wir, die wir 1914, 1918 sahen... Welch neuer Geist hat unsere Jugend, unsere Männer und Frauen ergriffen. Wie ist das Heilige überall verödet, nicht das Gold der Al-

täre, nicht der Besitz ehrwürdiger Kultstätten wie ehemals: eine Säkularisierung der Volksseele des Abendlandes hat eingesetzt... Die Säkularisierung wirkt anonym und nimmt mit schleichender Hand Sitte um Sitte weg, christlichen Gruß, christlichen Schmuck der Stube, des Wegrains, und sie arbeitet so still und unauffällig, dass man sich rückschauend wundert, was alles bis in die Sprache des Volkes hinein profaniert worden ist. Im Zeichen einer Wende stehen wir."

Im Zeichen einer Wende stehen wir. Gertraud hatte schon in den letzten Monaten an der Front davon gesprochen, wie viele Menschen sich zu ihrem Nachteil verändert hätten, was nun in der Nachkriegszeit offen zutage trat. Egoismus und Gewinnsucht waren allzu oft die Triebfedern des Handelns vieler. „Serviam“ - ich will dienen - so aber lautete ihr Wahlspruch. Gertraud wollte zu einer positiven Gestaltung dieser Wende beitragen.

Im Jahre 1923 erlag der Bruder Gottfried seiner Krankheit. Gertraud stand der Witwe, ihrer Schwägerin, zur Seite und kümmerte sich auch sehr intensiv um ihre Liebblingsschwester Hedwig, die daran litt, dass ihre Ehe kinderlos blieb. 1921 legte Gertraud noch die Diplomprüfung als Krankenschwester ab und musste vor allem wegen der Pflege des kranken Vaters ihr Vorhaben, in die Mission zu gehen, auf eine spätere Zeit verschieben. Dem Augsburger Dompfarrer half sie mit großem Einsatz bei der Vorbereitung der monatlichen Standeskommunionen junger Frauen.

Und immer mehr erwärmte sie sich für die Schönstattbewegung, die bisher nur Männern offen stand. Die Verbindung zu Frater Salzhuber, dem einstigen Sanitäter von der Westfront, war nie abgerissen, und so erfuhr sie im August 1919 von der Gründung des Apostolischen Bundes in Hörde. Sie schrieb an Pater Kentenich und ersuchte ihn, die Aufnahme von Frauen in den „Apostolischen Bund“ in die Wege zu leiten. Es war ihr erklärter Wunsch, dass Frauen in die Apostolische Bewegung aufgenommen wurden. Am 8. Dezember 1920 erfolgte ihre Aufnahme und die ihrer Cousine Marie Christmann.

Dieser Tag gilt als der Gründungstag der Schönstatter Frauenbewegung.

Gertraud glaubte, nun ihre Lebensaufgabe gefunden zu haben. Apostolat der Frauen, mitten in der Welt leben, an der Hand Mariens intensive Nachfolge Jesu, dafür wollte sie sich, eine noch junge Frau von 29 Jahren, von nun an mit der ganzen Kraft ihres Verstandes und Herzens einsetzen.

Doch da traf sie das Kreuz mit seiner ganzen Schwere. Es zeigten sich die ersten Anzeichen einer schweren Erkrankung der Lunge. 1921 unterzog sie sich für mehrere Monate einer Kur in Bad Lippspringe. Sie musste lange Liegekuren auf sich nehmen und wäre doch so gerne tatkräftig in ihr neues Aufgabengebiet, die Schönstattbewegung, eingestiegen. Während dieser Kur fuhr sie im August 1921 zur ersten Frauentagung nach Schönstatt.

In Edith Stein hatte sich ungefähr zur gleichen Zeit ein großer Wandel vollzogen. Am 1. Januar 1922 wurde sie in der katholischen Kirche in Bergzabern in der Pfalz getauft. Was hatte sie, die Jüdin, die bisher bei Angaben betreffs ihrer Religionszugehörigkeit seit ihrer Schulzeit „ohne Konfession“ geschrieben hatte, dazu bewogen, katholisch zu werden?

In den Sommerferien 1921 treffen wir sie im Haus ihrer Freundin Hedwig Konrad - Martius an. Bei diesem Besuch fiel ihr ein Buch über das Leben der heiligen Theresia in die Hand. In diesem Buch wird das Leben der Heiligen, vor allem ihr Weg zu Gott, beschrieben. Dieses Buch beeindruckte Edith Stein zutiefst. Sie schreibt, dass es ihrem langen Suchen nach dem wahren Glauben ein Ende gemacht habe. Schon vorher war ihr das Christentum aufgeleuchtet. Zunächst in den Worten des Philosophen Scheler, der von einer ungemeinen Begeisterung für die katholische Kirche erfüllt war. Dann aber vor allem in der Begegnung mit Anne Reinach. Deren Mann Adolf Reinach, ein Kollege von Edith Stein, den sie sehr schätzte, war 1917 an der Westfront gefallen. Professor Husserl bat Edith Stein, den philosophischen Nachlass von Reinach zu ordnen. Ihr graute vor der Begegnung mit einer wohl verzweifelten jungen Witwe. Und dann musste sie erleben, wie Anne Reinach, eine gläubige Protestantin, den Tod des geliebten Mannes in der Kraft des Kreuzes mit großer Gefasstheit ertrug. Edith war zutiefst von der Kraft dieses Glaubens beeindruckt.

Am 1. Januar 1922 wurde Edith auf den Namen Edith Theresia Hedwig getauft. Am folgenden Tag empfing sie die erste heilige Kommunion. Einen Monat später wurde sie gefirmt. Nun wollte sie, nach dem Vorbild der großen Theresia, in ein Karmelkloster eintreten.

Ihre geistlichen Berater aber waren der Meinung, dass es besser wäre, diesen Schritt aus zwei Gründen zurückzustellen. Einmal sollte sie ihrer betagten Mutter diesen Schmerz ersparen. Schon bei der Konversion ihrer geliebten jüngsten Tochter zum katholischen Glauben, und damit dem Abfall vom Glauben der Väter, war sie, die ansonsten so starke Frau, die man nie hatte weinen sehen, in Tränen ausgebrochen. Zum ändern sei es nötig, zunächst einmal in der katholischen Welt „heimisch“ zu werden. So nahm sie eine Stelle als Lehrerin am Mädchenlyzeum und an der Lehrerinnenbildungsanstalt der Dominikanerinnen von St. Magdalena in Speyer an. Von 1923 bis 1931 unterrichtete sie hier Deutsch und Geschichte. Daneben hielt sie in verschiedenen Städten Vorträge. Den Schwerpunkt bildete hierbei das Thema „Frauenbildung“. Auch bei den Salzburger Hochschulwochen treffen wir sie als Gastrednerin an. Sie übersetzte auch die „Questiones“ des Thomas von Aquin. 1932 nahm sie einen Ruf als Dozentin an das „Deutsche Institut für wissenschaftliche Pädagogik“ in Münster an.

Im April 1933 wurde sie, die Jüdin, durch einen Regierungserlass aus dieser Stellung entlassen. Nun konnte sie endlich ihren großen Wunsch verwirklichen: Sie

trat in den Karmel zu Köln ein. Am 15. April 1933 wurde sie als „Schwester Benedicta a Cruce“ eingekleidet. 1935 legte sie die Zeitlichen Gelübde ab, 1938 die Ewigen Gelübde. Um den Orden in Köln nicht zu gefährden, denn für die Nazis war und blieb sie Jüdin übersiedelte sie am 31. Dezember 1938 in das Karmelitinnenkloster zu Echt in den Niederlanden. Hier fand sie Zeit für ihre wichtige Schrift: „Endliches und Ewiges Sein“.

Am 26. Juli 1942 verlas man in den niederländischen katholischen Kirchen einen Hirtenbrief der niederländischen Bischöfe, in welchem diese die Deportation der holländischen Juden verurteilten. Als Vergeltungsmaßnahme wurden eine Woche später, am 2. August 1942, alle Katholiken jüdischer Abstammung verhaftet und in das Durchgangslager Amersfort und am 4. August nach Westerbork verbracht. Am 7. August erfolgte deren Deportation mittels eines Güterzuges nach Auschwitz. Mit größter Wahrscheinlichkeit wurden die ca. 900 Deportierten, darunter Edith Stein und ihre Schwester Rosa, nach der Ankunft des Zuges am 9. August im Vernichtungslager Birkenau vergast.

Edith Stein hatte in ihrem Testament ihr Ja zu dem Tode gesagt, den Gott ihr auferlegen würde. „Benedicta a cruce“ - die vom Kreuz Gesegnete, diesen Namen hatte sie sich erwählt. Sie bot Gott ihr Leben an, damit er dafür das Kreuz von ihrem jüdischen Volk nehmen und es ihr aufladen möge. Sie liebte ihr Volk von ganzem Herzen. „Er ist deines Blutes“, sagte sie sich oft vor dem Tabernakel. Wie Jesus gehörte auch Maria dem jüdischen Volk an und dies bedeutete ihr unendlich viel.

Auch Gertraud von Bullion bot Gott ihr Leben an. Ihr ging es um das Ziel der Schönstatt-Bewegung, die religiöse Erneuerung. 1922 brach ihre Krankheit erneut aus: vom Februar bis zum Oktober weilte sie zur Kur in Schömberg im Schwarzwald. In den nächsten drei Jahren hatte es den Anschein, dass Gertraud ihre Krankheit meistern könnte. Es waren Jahre großer Schaffenskraft, Jahre des Aufbaus der Schönstattfrauenbewegung. Wiederholt weilte sie in Schönstatt, um an verschiedenen Tagungen teilzunehmen. 1925 weihte sie sich, zusammen mit 19 anderen Frauen, auf ewig der Gottesmutter von Schönstatt.

Im Januar 1926 erlag der Vater, Arthur Graf von Bullion, seinem Herzleiden. Bei Gertraud kam es zu einem weiteren Krankheitsschub. Wiederum musste sie für Monate das Sanatorium in Schömberg aufsuchen. Am 9. Juni 1927 war es ihr trotzdem möglich, an der Grundsteinlegung des Bundesheimes in Schönstatt teilzunehmen, im August 1928 an dessen Einweihung. Ostern 1929 weilte sie das letzte Mal in Schönstatt.

Im August 1929 musste sie das Krankenhaus in Geislingen aufsuchen, danach kehrte sie zu einem kurzen letzten Besuch nach Augsburg zurück. Ab dem 1. Oktober treffen wir sie im Krankenhaus „Wilhelmstift“ in Isny an. Dieses Krankenhaus

sollte sie nun bis zu ihrem Tode nicht mehr verlassen. Ihr Zustand verschlechterte sich zusehends. Vom Januar 1930 an hatte sie ständig hohes Fieber. Sie magerte immer mehr ab, ihre Kräfte schwanden dahin. Sie hatte Gott ihr Leben für das Gedeihen des Bundes angeboten. Besonders Bayern lag ihr sehr am Herzen. In ihrem Heimatland hatte sich der Aufbau einer Schönstattfrauengemeinschaft als sehr schwierig erwiesen. Viele Frauen waren hier in bereits bestehende Kongregationen und Vereine eingebunden und sahen keine Notwendigkeit, sich der jungen Schönstatt-Frauenbewegung anzuschließen. Im April 1930 erneuerte Gertraud ihre Lebensweihe.

Nach einem schweren Todeskampf gab sie am 11. Juni 1930 ihr Leben in Gottes Hände zurück. Am 13. Juni 1930 wurde sie zu Grabe getragen. Nur 38 Jahre alt war sie geworden.

Zu Beginn hörten wir von äußeren Gemeinsamkeiten im Leben dieser beiden großen Frauen.

Wie steht es nun um die inneren Gemeinsamkeiten? Ist der Lebensweg dieser beiden Frauen nicht sehr verschieden? Kann man hier überhaupt von Gemeinsamkeiten sprechen? Hier Edith Stein: die Jüdin, die Philosophin, die Karmelitin, die in der Gaskammer von Auschwitz endet...

Da Gertraud von Bullion: die Offizierstochter, deren Leitmotiv „Serviam“ heißt, das sie vier Jahre im Lazarettendienst, dann in der Familie und vor allem beim Aufbau der Schönstatt-Frauengemeinschaft zu verwirklichen sucht...

Und doch - es bestehen tiefe innere Gemeinsamkeiten.

Schon in manchen Charaktereigenschaften ähneln die beiden Frauen einander. Beide zeichnet eine ungeheure Selbstdisziplin aus. Stets sind sie bereit, ihr eigenes Ich zugunsten ihrer Mitmenschen zurückzustellen. Beide widmen sich ihren jeweiligen Aufgaben mit beeindruckender Geradlinigkeit, mit starker Willenskraft und Zielstrebigkeit. Beide sind persönlich anspruchslos, beide bevorzugen eine einfache Lebensweise. Dies zeigt sich beispielsweise bei der Wahl der Kleidung. Beiden geht es darum, dass Frauen am Aufbau der Gesellschaft, am Dienst der Kirche verantwortlich mitwirken.

Beiden Frauen eignet ein starkes Einfühlungsvermögen.

Bei Edith Stein fällt auf, dass sie sich sehr intensiv um ihre Geschwister, Nichten und Neffen kümmerte, sich auf der Universität in ihre Kommilitonen und später im Karmel in ihre Mitschwester hineindachte. Als sich z.B. zeigte, dass sie auch in Holland nicht sicher vor den Nazischergen war, knüpfte ihr Orden Verbindungen mit einem Schweizer Kloster an. Man bot Edith die Aufnahme an, nicht aber ihrer Schwester Rosa, die als Pförtnerin im Karmelkloster zu Eicht Dienst tat. Doch Edith wollte ihre Schwester Rosa nicht im Stich lassen. Und so blieb sie in Eicht und schlug damit ihre Rettung aus.



Das Studium der Phänomenologie erwies sich hier als förderlich. Wie an früherer Stelle erwähnt, lautete der Titel ihrer Dissertation: „Zum Problem der Einfühlung“.

Was Gertraud betrifft, so kümmerte sie sich liebevoll um die kränkelnde Mutter, den herzkranken Vater, den dahinsiechenden Bruder. Sie war Stütze für ihre Schwester Hedwig, die sie immer wieder anregte, sich um Bedürftige zu kümmern. Auch beim Aufbau der Schönstattfrauengemeinschaft war sie für ihre Bundes-schwester immer da. Wie groß ihr Einfühlungsvermögen war, zeigte sich auch darin, dass man ihr bei ihrem Dienst im Lazarett „schwierige Fälle“ anvertraute. Wenn man damals etwa einem Verwundeten die Augenbinde abnahm und diesem dann bewusst wurde, dass sein Augenlicht wohl für immer dahin war, dann stand Gertraud an der Seite des Verzweifelten.

Doch am wichtigsten ist wohl dies:

Beide sind zutiefst fromme Frauen; sie leben ganz aus der Verbindung mit Gott heraus. Beide folgen mit großer Geradlinigkeit dem Anruf Gottes: „Mit einem heiligen Ruf hat er uns gerufen.“ Beide sind in inniger Gemeinschaft mit dem eucharistischen Herrn verbunden. Beide zeichnen eine tiefe Verehrung der Mutter Jesu aus. Und beide sehen ihr Leben in der Kreuzesnachfolge Christi: für Edith ist es der Tod in der Gaskammer, für Gertraud das Sterbelager in Isny. Beide bieten Gott ihr Leben an: Edith für ihr jüdisches Volk und Gertraud für die Sendung der Schönstatt-Frauenbewegung.

Und auf beide trifft das Wort von Harald Schmidt zu: das Leben war für sie nur eine Durchgangsstation. „Sub specie aeternitatis“ - unter dem Blickwinkel der Ewigkeit sahen diese beiden großen Frauen ihr Leben, von denen die eine, Edith Stein, bereits die Ehre der Altäre erreicht hat und wir dies von der anderen, von Gertraud von Bullion, erhoffen.

Herbert King

## PATER KENTENICH LESEN



Der Autor: Herbert King, Dr. theol., geb. 1939, tätig in der Theologenausbildung in der Gemeinschaft der Schönstatt-Patres in Deutschland und in Lateinamerika. Arbeitsschwerpunkt Kentenich-Forschung. Vielfache Veröffentlichungen zu diesem Thema.

Dieser Beitrag soll etwas Einblick geben in Ziel und Anliegen der Publikation: Joseph Kentenich - ein Durchblick in Texten (hrsg. von Herbert King). Diese nimmt sich vor, in einer gewissen Systematik an Hand von Texten das Denken Pater Kentenichs durchsichtig zu machen. Bisher liegen sechs Bände des "Durchblicks" vor (mit jeweils ca 500 Seiten). Weitere sind in Vorbereitung. Es ist ein großes Verdienst der Schönstatt-Patres, des Patris Verlages und seines Geschäftsführers, dieses Werk herauszugeben und verlegerisch zu betreuen.

### Das schriftliche Werk Joseph Kentenichs

Wieviel J. Kentenich selbst geschrieben hat (Abhandlungen und Briefe), weiß niemand. Es sind zehntausende(!) von Seiten. Erst recht ist es unmöglich, eine Zahl zu nennen, wenn die zahllosen Tagungsnachschriften und Tonbandabschriften mitgezählt werden. Vieles ist für einzelne Gemeinschaften gesagt. Diese hüten das Gesagte als Eigengut, als Wort ihres Gründers und Vaters an sie ganz persönlich. Hier wird sichtbar, wie das geschriebene Wort zunächst ein gesprochenes Wort ist, ein auf Personen und Gemeinschaften bezogenes Wort, eine persönliche Botschaft an jemanden. Auch die von Kentenich selbst geschriebenen (diktierten) Werke sind im Grunde genommen gesprochen, jemandem gesagt, sind Dialog mit jemandem, z.B. Josefsbrief, Generalsbrief, Brief an Pater Turowski und andere mehr.

Dies gilt auch dann, wenn ähnliche oder gleiche Gedanken jeweils anderen Gemeinschaften und Personen "ganz persönlich gesagt" wurden. Hier wird der Urvorgang des geschriebenen Wortes sichtbar, eine Kultur des Buches, in der das geschriebene Wort einen Platz in einer Gemeinschaft von Menschen hat. Dies alles legt nahe, zu-

nächst nicht einfach "Gesammelte Werke" herauszugeben, sondern eine nach Themen geordnete Textsammlung.

## Zur Rezeption des geschriebenen Werkes Joseph Kantenichs

J. Kantenich ist kein Unbekannter. Viele seiner Werke sind bereits veröffentlicht und übersetzt. Dazu kommt eine reiche Sekundär-Literatur. Doch ist die Rezeption J. Kantenichs über die Schönstatt-Bewegung hinaus bisher nur in geringem Umfang erfolgt. Er ist zwar weithin bekannt, doch eigenartigerweise sind es nur einige wenige Anliegen, die mit seiner Person verbunden werden, wie Marienverehrung, das Schönstatt-Heiligtum mit seinen originalgetreuen Nachbildungen in vielen Teilen der Erde und dem Bild der Dreimal Wunderbaren. Ebenso die Strömung des Pilgerheiligtums. Breite Verbreitung hat sein Bild und das Vertrauen in seine fürbittende Kraft. Weniger bekannt ist, dass er ein reicher und sehr origineller Denker war. Und obwohl sich J. Kantenich der Zeit weit voraus wusste, wird er und seine Gründung als eher konservativ eingeschätzt.

Was hier von der kirchlichen und gesellschaftlichen Öffentlichkeit gesagt ist, gilt auch für weite Sektoren seiner eigenen Gründung. In dieser lebt zwar die Überzeugung, dass J. Kantenich zu vielen Themen sehr Wesentliches zu sagen hat, zu sagen hätte. Und doch tut sich die Schönstatt-Bewegung im Umgang mit diesen Themen und ihrer Weitergabe dann doch wieder eher schwer.

So ist J. Kantenich bekannt und doch gleichzeitig unbekannt, anerkannt und gleichzeitig verkannt. Dem sollen - hoffe ich - die Bände dieser Textsammlung entgegenwirken. Viele werden erstaunt sein, was bei J. Kantenich alles zu finden ist. Ich jedenfalls bin es immer wieder neu.

## Eingebundenheit der Schriften J. Kantenichs

Eine besondere Schwierigkeit, J. Kantenich ideenmäßig aufzunehmen und zu lesen, ergibt sich aus der Tatsache, dass er zuerst Praktiker, lebensnaher Lehrer, Pädagoge und Gründer, prophetischer Menschen- und Gemeinschaftenbildner ist. Insofern ist er mehr Sokrates als Platon, mehr Franziskus als Bonaventura, um es in diesem Vergleich zu sagen. Darüber hinweg täuscht *zunächst* sein umfassendes schriftliches Werk und der hohe Grad der Reflexion.

Pädagogisch eingebundenes Werk, pädagogische Situiertheit. Das Werk J. Kantenichs sind zunächst einmal die Menschen, die er geformt hat. Das bedeutet, dass die Aussagen bezogen sind auf die persönliche Situation, die Mentalität, die Notwendigkeiten, aber auch die Verstehensmöglichkeiten eines einzelnen oder einer Gemeinschaft.

Eingebunden in die Zeit, zeitliche Situiertheit. Eine weitere Voraussetzung ist die Beziehung zur Zeit. Je nachdem, ob es gilt, gefährdetes Altes zu bewahren oder es vollends sich auflösen zu lassen, ist die Darstellungsweise eine andere. Die Marienver-

ehrer betont J. Kentenich z.B. auch deswegen so stark, weil sie im Land seiner Wirksamkeit immer mehr problematisch wurde. Dagegen war die Christusbeziehung durch eine ausgesprochene Strömung der Christozentrik unangefochten, so dass Kentenich hier weniger sich einzusetzen veranlasst sah. Vieles konnte er voraussetzen, was selbstverständlich, was es heute vielfach nicht mehr ist. Entsprechend setzte er seine Akzente. Die Menschen, zu denen er sprach, kamen zum allergrößten Teil aus lebendigen religiösen traditionellen Gebieten. Gemessen an dieser Welt war J. Kentenich ein fortschrittlicher Denker und Lehrer. Das brachte ihn oft auch in eine Verteidigungsstellung.

Das lebendige Buch der Gründung J. Kentenichs. Alles steht bei J. Kentenich auch im Dienst der Gründung eines sehr neuartigen, ganz und gar originellen und vielseitigen Werkes. Die Gründung geschieht im Modus eines Lebensvorgangs und Lebensprozesses, im Modus der Pädagogik. Die Ideen, um die es bei den schriftlichen Äußerungen geht, stehen im Dienst dieses werdenden und wachsenden Gebildes. Entsprechend setzt J. Kentenich seine Akzente.

Das Ergebnis ist ein Lebens-Organismus, der vieles nicht so sehr durch Ideen sichert und klar hat, sondern lebensmäßig-organismisch. Die Ideen sind in Vorgehensweisen inkarniert, in Institutionen, in eine bestimmte Mentalität, in eine bestimmte Sprache und Symbolik, in spezifische und typische Trends und Tendenzen im Lebensgefühl und Bewusstsein seiner Gründungen. Was z.B. ein Kursideal ist, kann nur bedingt aus den Schriften J. Kentenichs erhoben werden. Die Tradition der Praxis des Kursideals muss mitbefragt werden. Wer deswegen lediglich Texte dazu liest, wird nicht allzuvieles davon begreifen. Ähnliches gilt, um ein weiteres Beispiel zu nennen, von der Bindungsform der Vertragsweihe und dem Kündigungsrecht der Säkularinstitute in Schönstatt, der Gelübdelosigkeit derselben, dem Heiligtum, der Art, wie ein solches entsteht und erhalten bleibt.

Besonders sichtbar wird diese Eingebundenheit am marianischen Thema. Das Marianische ist für J. Kentenich - über seinen Eigenwert hinaus - wie kaum etwas sonst ein Bindemittel, ein Inkarnierungs- und Festhaltungsmittel von Ideen. An der Wirk- und Entfaltungsweise der Marienverehrung kann vieles abgelesen werden, was bei einer schriftlichen Darstellung, die losgelöst ist von der konkreten Marienverehrung, nicht so ohne weiteres in den Blick kommt. So ist der ganze Themenbereich des organischen bzw. mechanistischen Denkens, Lebens und Liebens in der kentenichschen Erarbeitung mit dem Marianischen verbunden. Was es für ihn ist, muss immer wieder aus dem lebendigen "Buch" des marianischen Lebens und Verhaltens erhoben werden. Ebenso sagt z.B. die Art, wie der Vorsehungsglaube von J. Kentenich im KZ Dachau oder in seinem Exil in Milwaukee gelebt wurde, mehr zu diesem Thema als viele seiner Abhandlungen. Dazu kommt, dass in der Zeit der Gründung verschiedene Aspekte besonders bewusst gemacht und betont wurden, die später wieder mehr unthematisch ("funktionell", wie Kentenich es nennt) bleiben können.

Geist und Seele Joseph Kentenichs. Man kann das "System" Pater Kentenichs System-in-Organismus-und-Geschichte nennen. Die Ideen sind ein-organismiert in das Lebensgebilde Schönstatt.

Dieses System trägt J. Kentenich in seinem Kopf und Herzen. Diskursiv und intuitiv, synthetisch, lebens-synthetisch und reflexiv-synthetisch. Um seine Texte richtig einzuordnen und zu verstehen, muss auch seine persönliche innere Biographie mitgesehen werden. Das gilt allerdings für jeden Autor. Dies ist auch immer wieder die Schwierigkeit dessen, der schreibt. Man schreibt vieles nicht, weil man es für selbstverständlich hält, es einem gar nicht bewusst wird. Einem Leser geht es aber eventuell ganz anders.

## Kennzeichen der entsituierten (ent-organismierten) Aussagen J. Kentenichs

Die Texte Kentenichs werden in der hier zu kommentierenden Texte-Sammlung losgelöst von ihrem "Sitz im Leben", sozusagen "objektiv", "sachlich" vorgestellt. Das bringt nicht wenige Schwierigkeiten mit sich. Schwierigkeiten, die wir auch von der Lektüre der Heiligen Schrift her kennen. Auch von der Lektüre der Schriften Martin Luthers.

*Einseitigkeit.* In einer konkreten Situation betont J. Kentenich oft nur einen Aspekt. Dieser wird vielfach im modus des "Affirmativen" dargestellt, d.h. es wird ein Aspekt betont, ohne darauf hinzuweisen, dass es auch andere Aspekte gibt. Spontan kann man solche Stellen exklusiv verstehen, zumal wenn die affirmative Sprechweise durch Abgrenzung noch verstärkt wird. So bedeutet das Wort "nur Gott" auf der einen Seite das Ziel der Spiritualität. Auf der anderen Seite ist damit aber auch das zusammengefasst, was Pater Kentenich bekämpft. Er will die Schöpfung mitgesehen wissen, wenn "Gott" gesagt wird. Insofern bekämpft er das "Nur Gott". Doch weist er an der jeweiligen Stelle nicht auf die jeweils andere hin. Einseitigkeiten sind bei J. Kentenich grundsätzlich "organisch" zu verstehen, so die häufige Beifügung zu "einseitig". Organisch heißt: es gibt den in diesem Moment nicht ausdrücklich formulierten größeren Zusammenhang. Ebenso heißt es, dass es Entwicklungen und Weitungen geben kann.

*Extreme Formulierungen.* Die Schwierigkeit der Einseitigkeit wird noch dadurch verschärft, dass J. Kentenich oft Superlativaussagen verwendet: "Das Wichtigste ist", "das Wesentlichste ist". "Wir müssen (z.B.) nicht nur sorglos sein, sondern endlos sorglos". Oder: "Ich heile alle durch Inscriptio".

*Gegensatz (complexio oppositorum).* Wenn man Texte Pater Kentenichs zu verschiedenen Themen nebeneinanderstellt, merkt man, dass vielfach große Widersprüche da sind. Man sollte aber nicht vorschnell diese Widersprüche zugunsten eines einzigen Poles vorschnell auflösen. Ich nenne solche entgegengesetzte Aussagen lieber "gegenüberliegende" Aussagen. Sie gehören zusammen. Man kann immer den jeweils "gegenüberliegenden" Pol sich denken, um diesen wissen. Man kann ihn immer voraussetzen.

Pater Kentenich verbindet ein unipolar-zentriertes Denken mit einem ausgesprochen bi-polaren Denken. Zusammen mit dem Organismusgedanken und innerhalb

desselben weist J. Kantenich immer wieder auf das Spannungsgesetz hin. Wenn er "Organismus" sagt, ist es eben nicht der Organismus der Natur, sondern des freien, geschichtlich-existential lebenden Menschen. Der Grundansatz seines Denkens ist nicht allein schon mit dem Wort Organismus ausgesagt. Es gehört dazu der "Bund" mit seinen zwei Polen, die nicht in den jeweils anderen einschmelzbar sind.

*Typisches Gefälle.* Alles ist enthalten. Und doch hat das Ganze des Ideengebäudes ein spezifisches Gefälle, eine unverwechselbare Gestalt, stellt einen bestimmten Typ von Spiritualität dar, auch wenn "alles dabei ist". Kantenich nennt es "System". Dieses sei in seiner "Originalität und Fülle nicht ohne weiteres jedermann ersichtlich", weil es eine "*Synthese* aller bewährten geistigen Arten *auf einer höheren Ebene*" und "*eine eigenartige Neuschöpfung*" darstelle. Das wird vor allem deutlich, wenn wir dieses mit anderen Spiritualitäten und "Systemen" vergleichen.

Dann sieht man, dass das kantenichsche Denken ein Gefälle hat (z.B.) hin zu einer stärkeren Bewertung des Welthaften, des echt Menschlichen, des Psychischen und des Lebens, zum Konkreten, Sinnhaften und Sichtbaren. Zum Diesseitigen ("Zweitursächlichen"), zur Immanenz Gottes mehr als zu seiner Transzendenz. Ein Gefälle hin zur Organizität, Kontinuität, zu organisch-gewachsener Entwicklung, das jedoch gleichzeitig in Spannung steht zu dem ebenfalls deutlich hervorgehobenen Aspekt des Prinzipienhaften, Gesetzmäßigen und Normativen. Ebenso beobachten wir im "System Kantenich" ein deutliches Gefälle hin zu Freiheit, konkreter Existentialität und Geschichtlichkeit.

Wenn also z.B. im konkreten Einzelfall Weltflucht angesagt sein mag, so ist diese "systematisch", "gefällemäßig" gesehen doch der Weltdurchdringung unter- und zugeordnet. Die in einer konkreten Phase zu betonende Weltflucht ist ein Element *im Prozess* Weltdurchdringung. Ebenso gibt es das Sich-Wegreißen aus Bindungen im konkreten geschichtlichen Moment. Auch wenn das Gesamtgefälle der Spiritualität Pater Kantenichs hin zu mehr Bindung geht. Lösung von Bindung darf dann nur, muss vielleicht aber auch, ein Moment im Gesamt-Vorgang Bindung sein. Zu dieser geht das Anliegengefälle des Denkens Pater Kantenichs besonders deutlich. Oder es kann im konkreten Fall eine radikal transzendente und theozentrische Haltung im Vordergrund des Bewusstseins stehen und doch ist sie - "systematisch" gesehen - nur ein Element in einer Sichtweise, in der die Schöpfung, speziell der Mensch, Gott sozusagen enthält.

Das heißt also, dass in einem Moment der Akzent auf einem bestimmten Aspekt liegt. Dass jeweils das "systematisch Ganze" mit seinem entsprechenden "objektiven Gefälle" unter einem bestimmten Blickwinkel gesehen wird. Es immer um Akzentsetzungen bzw. Akzentverlagerungen geht. An solchen Stellen wird dann umso deutlicher, dass das ideenmäßig zu formulierende System in einem vorauszusetzenden oder zu schaffenden Lebens-Organismus ruht. Von dort aus bekommt jedes Einzelmoment seine Ganzheitlichkeit und Organizität.

## Zirkulare und lineare Darstellungs- bzw. Anordnungsweise der Texte

Wie jede textliche Darstellung ist auch die Darstellung des Denkens Kentenichs darauf angewiesen, dass die verschiedenen Themen nacheinander gesagt werden müssen (lineare Darstellungsweise), obwohl sie eigentlich gleichzeitig gesagt werden müssten. Das gilt für die einzelnen Texte wie für das Gesamtwerk. An manchen Stellen habe ich deshalb mögliche ungeduldige Leser und Leserinnen, die einen entsprechenden Aspekt an der entsprechenden Stelle vermissen, durch Hinweise auf weitere SCHWERPUNKTE des "Durchblicks" zu beschwichtigen versucht. Auch das Register soll dabei Hilfe leisten. Man kann tatsächlich regelrecht kribbelig werden, wenn man die Dinge nacheinander sagen und lesen muss, wo man sie eigentlich gleichzeitig und ineinanderverwoben darstellen und lesen müsste.

## Die Themen des Gesamtwerks

Wegen des Ineinanders der verschiedenen Themen habe ich diese "SCHWERPUNKTE" genannt. Es sind keine völlig klaren Abgrenzungen möglich. Solche Schwerpunkte sind:

- 1 Die innere Gestalt des Gesamtwerkes.
- 2 In Freiheit ganz Mensch sein (der neue Mensch).
- 3 Ganzheitliche Liebe als zentrales Anliegen (Weltgrundgesetz) Pater Kentenichs
- 4 Die neue Gemeinschaft. Leitungs-, Arbeits- bzw. Gehorsamsstil. Bindungsorganismus. Organismuslehre.
- 5 Pädagogik des neuen Menschen in der neuen Gemeinschaft.
- 6 Welthafte Spiritualität ("Werktagsheiligkeit").
- 7 Sexualität. Ehelicher und jungfräulicher Weg zur Heiligkeit.
- 8 Gott des Lebens und der Geschichte ("Praktischer Vorsehungsglaube"). "Werkzeugsfrömmigkeit". Glaube, Gebet, Betrachtung.
- 9 Bild des Mannes. Menschliche und göttliche Vaterschaft.
- 10 Bild der Frau, Mariologie.
- 11 Hingabe, Liebesbündnis, Kindlichkeit, Demut.
- 12 Biblisch-theologische Themen
- 13 Soziologische Text. Familie. Säkularinstitut. Gesellschaft. Soziale Frage.
- 14 Kirche. Zweites Vatikanisches Konzil. Laie. Priester. Autorität, Gehorsam und Gewissen in der Kirche
- 15 Zeitanalyse. Umgehen mit Zeitenstimmen (Sein/Zeit/Seele)
- 16 Schönstatt als Gründung. "Weltapostolatsverband"

*Literaturhinweise:* Herbert King: Wissenschaftliche Erarbeitung des Denkens Pater Kantenichs. In *Regnum* 28 (1994), 72-80.

Herbert King: Pater Kantenich studieren. *Kantenich-Studien* 4. Selbstverlag 2003 (216 Seiten).